

Der Mission verpflichtet

25 Jahre Evangelisches Missionswerk in Deutschland

Rückblick, Rechenschaft und Perspektiven

Verschiedene Wurzeln hat das heutige „Evangelische Missionswerk in Deutschland“ (EMW), der Dach- und Fachverband evangelischer Missionswerke, Landes- und Freikirchen. Beim 25-jährigen Jubiläum, das im Herbst 2001 während der EMW-Mitgliederversammlung gefeiert wurde, konnte man also auf eine ganze Reihe von Gründungsdaten zurückblicken: Gründungsbeschluss der EKD-Synode am 19. September 1975, erste Mitgliederversammlung am 13. Mai 76, Arbeitsaufnahme der Geschäftsstelle am 2. Januar 1977. Älter ist noch die „Arbeitsgemeinschaft evangelischer Missionen in der DDR“, die 1964 gegründet wurde und sich am 25. September 1991 mit dem westdeutschen Pendant zum heutigen EMW zusammenschloss.

Zurückblicken, um aus der Geschichte zu lernen, in erster Linie aber Bilanz zu ziehen und neue Perspektiven zu entwickeln – dieser Aufgabe stellte sich die Mitgliederversammlung in Wuppertal. Diese 125. Ausgabe der EMW-Informationen dokumentiert den thematischen Teil des EMW-Jahresberichtes 2000/2001 sowie Referate und Diskussionsbeiträge des Treffens. Zur Vervollständigung des geschichtlichen Rückblicks ist im Anhang der Jahresbericht 1998 dokumentiert.

Neben einer Darstellung der teilweise schwierigen Geburt des EMW und (selbst-)kritischen Rückblicken auf manche Probleme und Konflikte wurde dem EMW in erster Linie mit auf den Weg gegeben, es sollte auch weiterhin „Vordenker und Vermittler ökumenisch-missionarischer Einsichten“ sein.

Inhalt

EMW-Mitgliederversammlung 2001 in Wuppertal

Thematischer Teil des Jahresberichtes 2000/2001 und Statements

Der Mission verpflichtet	3
<i>Dr. Klaus Schäfer</i>	
Der unvollendete Auftrag	26
<i>Dr. Joachim Wietzke</i>	
Zur Zukunft der ökumenischen Mission	35
<i>Prof. Dr. Theo Sundermeier</i>	
Mission bewegt – Wie stelle ich mir Mission vor?	37
<i>Statement von Dr. Brigitta Larsson</i>	
Mission bewegt – Wie stelle ich mir Mission vor?	41
<i>Statement von Vikarin Cordula Schmid</i>	
Mission bewegt – wie stelle ich mir Mission vor?	44
<i>Statement von Schwester Damian M. Boekholt</i>	

Anhang

Mission ist ... die Eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung

Thematischer Teil des EMW-Jahresberichtes 1998	45
<i>Dr. Klaus Schäfer</i>	

Impressum

Herausgeber: Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW)

Redaktion: Freddy Dutz

Herstellung: Birgit Regge

Druck: Breklumer Druckerei Manfred Siegel KG, Breklum 2002

Bezug: kostenlos beim EMW, Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg,

E-Mail: service@emw-d.de; Internet: [http:// www.emw-d.de](http://www.emw-d.de)

Die EMW-Informationen sind ein Materialdienst des Evangelischen Missionswerkes (EMW).

Die dokumentierten Texte sollen zur Sachinformation und Meinungsbildung über Themen beitragen, die in Mission und Ökumene diskutiert werden.

Der Mission verpflichtet

25 Jahre Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW): Rückblick, Rechenschaft und Perspektiven

Dr. Klaus Schäfer

Im Jahre 2000 konnte das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) auf 25 Jahre seines Bestehens zurückblicken. Allerdings ist es gar nicht so leicht, das exakte Datum für die Feier eines EMW-Jubiläums festzulegen, das der Reflexion über die Vergangenheit und der Erörterung von Perspektiven für die Zukunft dienen sollte. Als Geburtsdatum des Evangelischen Missionswerks im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und Berlin West e. V. (EMW), gegründet von Kirchen, Werken und Verbänden zur gemeinsamen Wahrnehmung missionarischer Aufgaben, gilt der 19. September 1975. Zwar war an diesem Tag der Beschluss zur Gründung gefasst worden, doch fand die konstituierende Mitgliederversammlung des EMW erst am 13. Mai 1976 in Frankfurt a. M. statt. Die Geschäftsstelle in Hamburg hat ihre Arbeit am 2. Januar 1977 aufgenommen, und die erste reguläre Mitgliederversammlung wurde am 20. Januar 1977 in Frankfurt a. M. durchgeführt, bei der dann auch der inzwischen berufene Direktor Dr. Martin Lehmann-Habeck in sein Amt eingeführt wurde. Zur Geschichte des EMW gehört aber selbstverständlich auch die Geschichte der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Mission in der DDR (AGEM), die bereits 1964 gegründet worden war und die dann am 25. September 1991 mit dem westdeutschen EMW zum neuen Evangelischen Missionswerk in Deutschland verschmolz.

Um diesen verschiedenen Daten und Ereignissen gerecht zu werden, mag es angemessen sein, den thematischen Teil des Jahresberichtes 2000 der Geschichte und den Perspektiven des EMW zu widmen und auf der Mitgliederversammlung im Oktober 2001 etwas ausführlicher der Geschichte des Missionswerks zu gedenken und über die missionarischen Herausforderungen zu reflektieren, denen sich das EMW – verstanden als die Gemeinschaft

seiner Mitglieder und nicht einfach als die Geschäftsstelle in Hamburg – in den kommenden Jahren zu stellen hat.

Im Vordergrund des Berichts, der in bescheidener Weise Rechenschaft ablegen möchte von der Arbeit des EMW, sollen an dieser Stelle weniger die Strukturfragen stehen, mit denen sich das Missionswerk immer wieder – und gerade in den letzten Jahren sehr intensiv – auseinandersetzen musste. In diesem Rechenschaftsbericht soll es um die zentrale Frage nach der Interpretation von Mission und der Wahrnehmung des missionarischen Auftrages gehen, die das EMW in den 25 Jahren seiner Geschichte immer wieder neu bewegt hat. Erfolgen soll dies *in drei Schritten*: Zunächst soll auf die „Vorgeschichte“ der Gründung des EMW eingegangen und die theologischen Grundentscheidungen sowie die Kontroversen um das Missionsverständnis skizziert werden; beides ist zum Verständnis des Hintergrundes und auch der Konflikte, die es im Laufe der Geschichte des EMW immer wieder einmal gegeben hat, notwendig. Im zweiten Teil sollen einige Aspekte der Arbeit des EMW, insbesondere im Blick auf die Interpretation von und das Engagement in Mission beleuchtet werden, ehe schließlich – im Sinne einer Perspektivanzeige – einige zentrale missionarische Herausforderungen angedeutet werden, mit denen sich das EMW – nicht einfach die Geschäftsstelle, sondern die Kirchen, Werke und Verbände gemeinsam, die das EMW konstituieren – in Zukunft befassen sollte. Dass dies alles nur ausschnitt- und skizzenhaft geschehen kann, versteht sich angesichts einer langen, sehr erfüllten und mitunter auch konfliktreichen Geschichte von 25 Jahren und auch angesichts der Komplexität heutiger Herausforderungen für die Mission der Kirche von selbst.

Die Vorgeschichte des EMW in den frühen 70er Jahren

Theologische Grundentscheidungen und Ringen um Strukturen

Hinter der Gründung des EMW stehen eine Reihe von theologischen Einsichten und Entscheidungen, die man sich zum Verständnis der Geschichte des EMW heute noch einmal vergegenwärtigen muss.

Ökumenische Kooperation in der Mission

Die ökumenische Bewegung hat eine ihrer wesentlichen Wurzeln in der Mission der Kirche. Es war auf den so genannten „Missionsfeldern“ – in einem nichtchristlichen Umfeld –, auf denen deutlich wurde, dass die konfessionelle Aufsplitterung der Kirchen bzw. der Missionsgesellschaften das christliche Zeugnis selbst in Frage stellte. Bemühungen um eine enge Kooperation, Absprachen und gemeinsame Aktionen und Unternehmungen der Missionsgesellschaften – über Konfessions- und Ländergrenzen hinweg – begannen früh und erreichten Ende des 19. Jahrhunderts ein sehr intensives Stadium. Nach der ersten großen Weltmissionskonferenz, die 1910 in Edinburgh stattfand, entstand 1921 auf internationaler Ebene der Internationale Missionsrat (IMR), der den verschiedenen nationalen Missionsräte im Westen und dann zunehmend auch die nationalen „Christenräte“ aus dem Bereich der so genannten „jungen Kirchen“ ein internationales Forum des Austausches und der Absprachen über Kooperationen zur Verfügung stellte. In Deutschland war schon – im Zuge der Kolonialbegeisterung nach der Berliner Konferenz – im Jahre 1885 der Deutsche Evangelische Missionsbund gegründet worden, der dann nach dem Ersten Weltkrieg zum Deutschen Evangelischen Missionsausschuss umgewandelt wurde. Im Jahre 1933 ging daraus als ein wesentlich verbindlicheres Organ auf dem Hintergrund der Auseinandersetzungen der Missionsgesellschaften mit den „Deutschen Christen“ und den Versuchen der Eingliederung der Missionen in eine Deutsche Reichskirche der „Deutsche Evangelische Missionstag“ (DEMT) mit dem „Deutschen Evangelischen Missionsrat“ (DEMR) als seinem Exekutivausschuss hervor. Missionstag und Missionsrat, mit seiner Geschäftsstelle in Hamburg – von wo aus Prof. Walter Freytag vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg ent-

scheidende Impulse für die deutsche und internationale Missionsbewegung gab und wo Ende der 50er Jahre auch die Missionsakademie an der Universität Hamburg eingerichtet wurde – bildete die unmittelbare Vorgängereinstitution des EMW. Weil im DEMT und DEMR auch Freikirchen und deren Missionsgesellschaften mitarbeiteten, war dieser Zusammenschluss nicht nur ein Organ zur Förderung der praktischen Kooperation in der Mission. Tatsächlich wuchs hier eine Gemeinschaft unter Repräsentanten verschiedener Kirchen heran, die für die damalige Zeit noch nicht repräsentativ war. Dazu gehörte auch die freundschaftliche Verbundenheit mit dem Deutschen Katholischen Missionsrat (DKMR). Weil die ökumenische Gemeinschaft in der Mission, die im DEMT gewachsen war, bei einer Neugestaltung der Missionsarbeit auf der Ebene der EKD nicht gefährdet werden sollte, sollte das neue Missionswerk konsequent ökumenisch orientiert sein. Dass im EMW EKD und Freikirchen sowie landes- und freikirchliche Missionswerke zusammenarbeiten, ist ebenso Ausdruck dieser ökumenischen Grundverfassung des EMW wie der Hinweis in der Satzung, dass das EMW „im Rahmen seines Mandates die Verbindung zur Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland“ hält und – auf internationaler Ebene – „Mitglied der Kommission Mission und Evangelisation des Ökumenischen Rates der Kirchen“ ist (§ 3 Abs. 7).

„Integration von Kirche und Mission“

War die Weltmission in ihren Anfängen von freien Vereinen getragen und von den Kirchen zum Teil skeptisch, zum Teil wohl wollend, selten aber wirklich als Auftrag der Kirche betrachtet worden, begann sich dieses Bild aufgrund der Entwicklungen auf den so genannten „Missionsfeldern“ wie auch aufgrund von Lernerfahrungen in den Kirchen seit dem Zweiten Weltkrieg zu verändern. In den „Missionsgebieten“ waren einheimische und eigenständige Kirchen entstanden, die jetzt selbst missionarische Verantwortung in ihrer Umwelt wahrzunehmen und auch die Kirchen in der westlichen Welt auf ihre missionarische Orientierung zu befragen begannen. Der Lernprozess, der damit über den Zusammenhang von Kirche und Mission eingeleitet wurde, ist im EMW-Jahresbericht unter dem Thema: *„Mission ist die Eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung‘. Reflexionen über den Zusammenhang von Kirche und Mission“* 1998 ausführlich dargestellt worden; auch die daraus folgende Entwicklung neuer Strukturen der Missionsarbeit

in West- und Ostdeutschland, die Kirchen und Missionsgesellschaften im Zuge der so genannten Integration von Kirche und Mission anstrebten, ist dort beschrieben.

Eine erste Frucht dieser Überlegungen, die auf internationaler Ebene im Jahre 1961 zur Integration von IMR und Ökumenischem Rat der Kirchen führten, war 1963 in Deutschland die Einrichtung der „Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission“ (EAGWM). Als gemeinsames Instrument der EKD und des DEMA, geschaffen und getragen vom Rat der EKD und DEMR, hatte die EAGWM die Aufgabe, die Teilnahme der Kirchen an der Weltmission in ökumenischer Weite zu fördern, was nach Außen unter anderem durch die Einrichtung der sog. „Liste des Bedarfs“ geschah, zu der die Landes- und Freikirchen Beiträge für weltweite, ökumenisch orientierte Aufgaben der Weltmission leisteten, und nach Innen – im Blick auf Informationen aus der Weltmission und missionarische Bewusstseinsbildung in den Kirchen in Deutschland – durch die Einrichtung einer „Evangelischen Pressestelle für Weltmission“ erfolgen sollte. Die weitere Reflexion über den Zusammenhang von Kirche und Mission führte dann in den 70er Jahren zunächst zur Umwandlung verschiedener Missionsgesellschaften in regionale Missionswerke, die – in unterschiedlichen Rechtsformen – zu kirchlichen Werken wurden. Die Schaffung des EMW als nationaler Dachverband für Aufgaben der Mission war im Zuge dieser Entwicklung ebenso konsequent wie die Gestaltung des EMW als Werk von Kirchen und Missionswerken. Der kirchliche Auftrag des EMW wird deshalb in der Satzung unter den „Aufgaben“ des Werkes an prominenter Stelle herausgestellt: „Das Missionswerk unterstützt die Evangelische Kirche in Deutschland und ihre Gliedkirchen sowie die anderen ihm angehörenden Kirchen bei der missionarischen Ausrichtung der kirchlichen Arbeit und fördert die Zuordnung von Kirche und Mission sowie die Zusammenarbeit der regionalen Missionswerke und Missionsgesellschaften.“ (§ 3 Abs. 3) Das EMW, so wird aus dieser Entwicklung deutlich, ist als Ergebnis der Bemühungen zur Integration von Kirche und Mission ein Werk der Kirchen – nicht nur ein Dachverband von Missionsgesellschaften.

Zusammenhang von Volksmission und Weltmission

Die Neubesinnung auf das Verständnis von Mission, wie sie durch die Entstehung der damals noch

so genannten „jungen Kirchen“ einerseits und den auch in Deutschland deutlicher werdenden missionarischen Herausforderungen angesichts einer säkularisierten Umwelt andererseits notwendig wurde, drängte auch auf eine neue Bestimmung des Verhältnisses von Weltmission und Volksmission. Wenn Mission nicht mehr einfach im geographischen Sinne verstanden werden konnte als „Sendungsveranstaltung“ der Kirche in „nichtchristlichen Ländern“, sondern Mission den Kirchen zunehmend als Teilnahme an der *missio Dei* und damit als ihre nie endende Berufung und Lebensgestalt an jedem Ort deutlich wurde, waren alte Unterscheidungen zwischen einem „christlichen Abendland“ und der „äußeren Mission“ obsolet geworden. Auf eine Formel gebracht wurde diese neue Situation auf der Weltmissionskonferenz der Kommission für Weltmission und Evangelisation des ÖRK 1963 in Mexiko, wo zum ersten Mal von der „Mission in sechs Kontinenten“ die Rede war. Bemerkenswert war, dass an dieser Weltmissionskonferenz aus Deutschland auch zum ersten Mal Vertreter der Volksmission teilnahmen.

Das neue Nachdenken über den Zusammenhang von Weltmission und Volksmission führte zwar nicht zu einer neuen, Volksmission und Weltmission integrierenden Struktur für Mission, wohl aber zu – durch die Schaffung der „Evangelischen Pressestelle für Weltmission“ als eine auf Deutschland bezogene Einrichtung besonders notwendig geworden – Verabredungen für eine stärkere wechselseitige Wahrnehmung und Zusammenarbeit. Theologisch formuliert wurde der Zusammenhang von Weltmission und Volksmission dann durch das sogenannte „Salzfluher Memorandum“ aus dem Jahre 1966, das von der „Heimatkommission des DEMR“ erarbeitet und gemeinsam mit dem Bruderrat der Volksmission verabschiedet wurde. Darin heißt es in den ersten drei Abschnitten unter anderem:

- 1. Volksmission und Weltmission erinnern die vom Evangelium lebende Gemeinde daran, dass sie ihrem Ursprung, Wesen und Auftrag nach in die Welt gesendet ist und nur in der Sendung ihren Dienst erfüllt.*
- 2. Obwohl wir im Abendland weitgehend von christlicher Tradition leben, können wir nicht mehr von einem christlichen Abendland reden. Andererseits gibt es heute auch in den Kontinenten, die nicht von christlicher Tradition ge-*

prägt sind, christliche Kirchen und Gemeinden. Volksmission und Weltmission lassen sich demnach nicht 'geographisch' unterscheiden, sondern nur im Blick auf die jeweiligen Adressaten der missionarischen Verkündigung ...

3. *Volksmission und Weltmission sind die einander zugeordneten Aufgaben des einen Zeugendienstes der Gemeinde ... Auf diesen Wegen muss die Volksmission der Weltmission und die Weltmission der Volksmission mit allen Erkenntnissen und Erfahrungen dienen, die ihnen zugewachsen sind.*“

Mag man heute das Verhältnis von Volksmission und Weltmission theologisch auch noch ein wenig anders bestimmen als damals, halfen diese Aussagen doch zu einer wichtigen Verschränkung von Volks- und Weltmission. Weil Mission als Teilnahme an der „Mission Gottes“ unteilbar ist, nahm auch der DEMR und insbesondere die EAGWM an der Mission in Deutschland teil, wie umgekehrt Repräsentanten der Volksmission sich mit um die weltmissionarische Ausrichtung der Kirche bemühten. Und weil wechselseitige Erfahrungen in Volks- und Weltmission einander befruchten sollen, war es konsequent, dass die Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) Mitglied im EMW wurde – wie auch umgekehrt das EMW Mitglied in der AMD – und die Satzung des neu gegründeten EMW vorsah, dass einer ihrer Vertreter möglichst im 15-köpfigen Vorstand des EMW vertreten sein sollte (vgl. § 8 Abs. 2).

Zusammenhang von Mission und Entwicklung

Eine weitere Grundentscheidung betraf die Frage des Zusammenhangs von Mission und Entwicklung, über die Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre zum Teil heftig debattiert wurde.

Während von den einen in dieser Debatte, die insbesondere im Zusammenhang mit den Themen und Empfehlungen der Vierten Vollversammlung des ÖRK 1968 in Uppsala geführt wurde, die Gefahr eines Verrats an der Integrität der Mission betont wurde, sahen andere in der Teilnahme der Kirche am Entwicklungsprozess eine neue Weise kirchlicher Weltverantwortung, die heute an die Stelle der früheren Mission treten müsse. Zwischen diesen Extrempositionen suchte die Denkschrift der Kammer der EKD für Kirchlichen Entwicklungsdienst: „Der Entwicklungsdienst der Kirche –

ein Beitrag für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt“ (1973) zu vermitteln. In produktiver Weise wurden hier Mission und Entwicklung aufeinander bezogen und als aufeinander angewiesen erklärt:

Missionarisches Zeugnis und Entwicklungsdienst, Verkündigung des Heils und verantwortliche Mitwirkung am gesellschaftlichen Leben gehören zusammen. Beide dürfen nicht gegeneinander ausgespielt oder in ihrer Rangfolge und Dringlichkeit verschieden beantwortet werden ... (Abschnitt 76)

Die Einsichten der Denkschrift, an deren Formulierung auch Missionswissenschaftler beteiligt waren, unterstrichen noch einmal, was strukturell bereits vor der Erarbeitung der Denkschrift Realität war. Denn als 1970 die Arbeitsgemeinschaft Kirchlicher Entwicklungsdienst (AGKED) gegründet worden war, wurde die EAGWM Mitglied der AGKED, und Projekte und Programme im Bereich der gesellschaftsbezogenen Dienste der Kirchen, der Kommunikation, der Förderung von christlichen Institutionen – wie im Referat Folgekosten des DEMR – in den Ländern des Südens wurden von da ab mit Mitteln des kirchlichen Entwicklungsdienstes gefördert, ein wenig später auch Programme theologischer Ausbildung. Dass der von allen Mitgliedsorganisationen der AGKED im Prinzip bejahte Zusammenhang von Mission und Entwicklung auf der Grundlage eines ganzheitlichen Missionsverständnisses dann auch in der Satzung des neu gegründeten EMW mit dem Hinweis auf die Mitgliedschaft des EMW in der AGKED ihren Niederschlag fand (vgl. § 3 Abs. 6), war angesichts dieser Diskussionslage selbstverständlich.

Die hier nur sehr verkürzt skizzierten theologischen Diskussionen dürften deutlich machen, dass hinter der Gründung des EMW wichtige *theologische Einsichten und Grundentscheidungen* standen. Sie freilich *in eine Struktur umzusetzen*, erwies sich streckenweise als ein mühevoller Prozess. Zur Debatte standen in jener Zeit zunächst eine ganze Reihe unterschiedlicher Modelle für ein gemeinsames Werk, in dem die kirchliche Auslandsarbeit, die Mission, die ökumenische Diakonie und der kirchliche Entwicklungsdienst zusammengefasst werden sollten. Erst als die Versuche gescheitert waren, eine gemeinsame ökumenisch-missionarische Einrichtung für alle Kirchen, Missionen und ökumenisch-diakonischen Verbände zu schaffen,

schlug eine „Gemeinsame Kommission des Rates der EKD und des Deutschen Evangelischen Missionsrates zur Überprüfung der Strukturfragen EKD/Mission“ schließlich die Gründung eines „Evangelischen Missionswerkes“ vor. In einem vom Vorsitzenden der Kommission, Vizepräsident D. Dr. R. Weeber, Stuttgart, vorgelegten Bericht vom 4. Juni 1974 heißt es:

Ein solches Missionswerk sollte die weltmissionarischen Gemeinschaftsaufgaben wahrnehmen, die bisher von der EAGWM und z. T. von der Geschäftsstelle des DEMR wahrgenommen wurden. Es müsste die gleichberechtigte Mitarbeit der Freikirchen ermöglichen, um so in Sachen Weltmission die Funktionen eines Nationalen Christenrates als Gegenüber zu CWME/WCC und anderen internationalen, regionalen und nationalen kirchlichen Zusammenschlüssen verantwortlich – und d. h. durchaus auch kritisch – wahrnehmen zu können. Es wäre der – bisher fehlende – Rahmen für die Kooperation der regionalen Missionszentren und funktionalen Missionsträger in Deutschland in allen Angelegenheiten, die deren Bereich und Wirkungsmöglichkeiten überschreiten.

In einem gemeinsamen Brief vom 23. Juli 1974 an die Leitungen aller evangelischen Kirchen und kirchlichen und missionarischen Einrichtungen und Verbände in Deutschland nahmen der Vorsitzende des Rates der EKD, Landesbischof D. Helmut Claß, und der Vorsitzende des DEMR, Bischof D. Hans Heinrich Harms, diesen Vorschlag auf und luden zur Mitarbeit am neu zu gründenden „Evangelischen Missionswerk“ ein. Für die EKD beschloss dann im November 1974 die Synode in Berlin-Spandau die Beteiligung der EKD am „Evangelischen Missionswerk“; die Satzung des EMW wurde Kirchengesetz der EKD.

Der Streit um die Mission

Verbunden mit der Suche nach neuen, zukunftsfähigen Strukturen für die Gestaltung der von den Kirchen als gemeinsame Verantwortung erkannten Teilnahme an der Weltmission waren in jenen Jahren aber auch sehr grundsätzliche Auseinandersetzungen über das Verständnis und die Praxis von

Mission. Im Vorfeld der Gründung des EMW gab es im wesentlichen drei Positionen im *Streit um die Mission*, die man vielleicht am besten von ihren Interessen und Anliegen her erfassen kann: 1) Fundamentale Kritik an der Mission; 2) Bewahrung der Mission; 3) Entwicklung eines neuen, ökumenischen Missionsverständnisses.

Charakteristisch für diese Positionen war zunächst, dass die Interpretation der Situation, vor der man die Mission gestellt sah, sehr unterschiedlich aussah und von daher auch zu unterschiedlichen Bewertungen führte. Hintergrund für die fundamentale Kritik an der Mission, die bis zur Ablehnung jeglichen Gedankens an die Mission führte, war die – wenn auch mitunter verzerrte – Wahrnehmung der problematischen Seiten der Mission, die mehr oder weniger eng mit Kolonialismus und Imperialismus und der Zerstörung von Kulturen, grundsätzlicher Intoleranz etc. identifiziert wurde. Vertreten wurde diese Fundamentalkritik an der Mission Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre nicht nur von säkular orientierten Intellektuellen außerhalb der Kirche, sondern auch von Mitgliedern der Kirche selbst. Der Begriff der Mission, aber auch die damit gemeinte Sache, erschien nicht wenigen als außerordentlich belastet und nicht mehr zeitgemäß; Begriffe wie Ökumene, Partnerschaft, Entwicklung, Befreiung oder – etwas später – Dialog galten als die zeitgemäßen Formen der Beschreibung und Akzentuierung des Verhältnisses von Christen zu anderen Menschen und Kulturen. Die Repräsentanten der evangelikalen Bewegung, denen es um die Bewahrung und Verteidigung der Mission ging, richteten ihren Blick vorrangig auf die große Zahl von Menschen, die noch nichts vom Evangelium gehört hatten und denen man das Heil in Christus anbieten müsse. „Wird Uppsala die zwei Milliarden verraten?“ fragte Donald McGavran, führender Vertreter der evangelikalen „Church-Growth“-Bewegung unmittelbar vor der Vierten Vollversammlung des ÖRK in Uppsala mit warnendem Unterton. Nach der Vollversammlung sahen er, Peter Beyerhaus und andere sich in ihren Befürchtungen bestätigt, dass der Ökumenische Rat der Kirchen das zentrale Ziel der Mission, Menschen für Christus zu gewinnen, zugunsten eines politisierten Evangeliums und eines daran anschließenden messianisch-diesseitigen Aktionsprogramms verraten habe. Die „Frankfurter Erklärung zur Grundlagenkrise der Mission“ vom 4. März 1970, aufgebaut wie die Barmer Theologi-

sche Erklärung mit biblischem Wort, Bekenntnis- und Verwerfungssätzen, geißelt die „schleichende theologische Verfälschung“ und „innere Zersetzung“ der Begründung und Zielsetzung der Mission und ruft zu einer Rückkehr zu einem biblisch orientierten Verständnis von Mission. Die Weltmissionskonferenz in Bangkok (1972/73), die unter dem Thema: „Das Heil der Welt heute“ das Engagement der Kirchen im Einsatz für Befreiung akzentuierte und überdies – unter anderem in der Forderung nach einem „Moratorium“ – die kulturelle Überfremdung der Kirchen im Süden von Formen des abendländischen Christentums und der westlichen Zivilisation kritisierte, verschärfte die Konfrontation. Die dritte Position schließlich, die sich um eine Neubestimmung der Mission bemühte und dabei auch am Wort Mission festhalten wollte, kommt von der Erfahrung eines Gestaltwandels der Mission her. Das Wort von Walter Freytag: „Früher hatte die Mission Probleme, heute ist sie selbst zum Problem geworden“, das hier oft zitiert wurde, wollte nicht zum Ausdruck bringen, dass die Verpflichtung zur Mission an ihr Ende gekommen sei. Vielmehr wollte diese Aussage, die in einem Referat über den „Gestaltwandel der Mission“ auf der Weltmissionskonferenz in Achimota, Ghana, 1957/58 gemacht wurde, deutlich akzentuieren, dass es angesichts der neuen Situation der Weltmission – die Entstehung eigenständiger einheimischer Kirchen auf den ehemaligen Missionsfeldern war dabei nur ein Moment – mit der Interpretation der Mission und Wahrnehmung und Ausgestaltung der missionarischen Verantwortung nicht so weitergehen könne wie bisher.

Angesichts dieser Gesprächslage zum Thema Mission kann es kaum verwundern, dass die im EMW zusammengefasste Gemeinschaft von Kirchen, Missionswerken und missionarischen Verbänden in Konflikte, Auseinandersetzungen und Klärungsprozesse hineingezogen werden musste. Die „Krise der Mission“, die in diesen Diskussionen beschworen wurde, wurde unterschiedlich interpretiert und beantwortet. Die evangelikal orientierten Missionsgesellschaften, die neben der grundsätzlichen Kritik am ÖRK auch eine Annäherung an die verfasste Kirche kritisch betrachteten, hatten bereits seit 1968 zu einer stärkeren Kooperation untereinander gefunden und 1969 mit der „Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen“ (AEM) einen eigenen Dachverband gegründet, der sich dann die „Frankfurter Erklärung zur

Grundlagenkrise der Mission“ als theologische Basis zu Eigen machte und sich schließlich ganz aus dem DEMT zurückzog. Ging es hier um eine Bekräftigung des Überlieferten, suchte man im EMW nach einer Neuorientierung der Wahrnehmung missionarischer Verantwortung im Umfeld ökumenisch-partnerschaftlichen Handelns der Kirchen und in Auseinandersetzung mit sich neuen, kontextuellen Herausforderungen.

Ökumenische Mission in sich wandelnden Kontexten: 25 Jahre Geschichte des EMW Mission im Kontext der Armut und das „Osnabrücker Missionspapier“ (1977-1981)

Dem EMW ging es seit seiner Gründung um die Auseinandersetzung mit dem missionarischen Auftrag im Horizont der Herausforderungen und Probleme einer bestimmten Zeit und im Gespräch mit den ökumenischen Partnern. Das zeigte bereits die erste ordentliche Mitgliederversammlung, die am 20. Januar 1977 in Frankfurt a. M. stattfand. Im Vordergrund stand hier nicht nur die Einführung des neu berufenen Direktors, des Berliner Oberkonsistorialrates Dr. Martin Lehmann-Habeck, sondern auch ein Vortrag von Emilio Castro, Direktor der Kommission für Weltmission und Evangelisation (CWME) im ÖRK, zum Thema „Mission und Evangelisation nach Nairobi“. Die Einladung Emilio Castros war kein Zufall: Sie sollte zum einen die Tradition der Zusammenarbeit des Deutschen Evangelischen Missionstages und seines Exekutivorgans, des DEMR, im Internationalen Missionsrat und dann später in der Kommission für Weltmission und Evangelisation des ÖRK signalisieren, zum anderen aber auch gerade die Einbettung des EMW in diese weltweite Missionsbewegung der Kirche, wie sie von CWME repräsentiert wurde, deutlich unterstreichen. Castro begann seine Rede mit einem Wort des Dankes „für die Einladung zu der heutigen offiziellen Eröffnung des Missionswerkes“ und referierte dann über das Verständnis von Mission und Evangelisation, wie es sich im Zusammenhang mit der Fünften Voll-

versammlung des ÖRK in Nairobi (1975) und der in CWME repräsentierten ökumenischen Missionsbewegung darstellte. Zur Sprache kam dabei nicht nur eine Bekräftigung des Missionsauftrages und eine Analyse der neuen „frontiers of mission“, sondern unterstrichen wurde von Castro am Schluss seiner Rede auch die „Dringlichkeit“ des missionarischen Auftrages heute, die das neu gegründete EMW und auch CWME herausfordere:

Wir müssen ein Gefühl für die Dringlichkeit unserer Aufgabe zurückgewinnen. Bei der theologischen Klärung mag es Fragen geben. Bei der konkreten Durchführung mögen Probleme auftauchen. Aber weder theoretische noch praktische Differenzen dürfen das Feuer der Evangelisation eindämmen.

Diente diese erste Mitgliederversammlung wesentlich der Aufnahme der Arbeit des neuen Missionswerkes, so rückte die nächste Mitgliederversammlung im September desselben Jahres die thematische Arbeit des EMW stärker in den Vordergrund. In seiner Eröffnungsrede, die Martin Lehmann-Habeck zum Thema der Mitgliederversammlung über „Gemeinschaft in der Mission“ hielt, tauchen bereits viele Begriffe, Motive und Themen auf, die in den nächsten Jahren eine große Rolle in den Diskussionen um das Verständnis von Mission in der Gemeinschaft des EMW spielen sollten. Angedeutet ist hier von Lehmann-Habeck, dass man in der gemeinsamen Arbeit auf der Mitgliederversammlung nicht unbedingt eine „Begriffsbestimmung von Mission“ und anderer relevanter Begriffe versuchen sollte, dass die Mitglieder des EMW für eine fruchtbare ökumenische Zusammenarbeit in der Mission aber auf ein gewisses Grundverständnis von Mission angewiesen seien. Als Orientierung bot Lehmann-Habeck den Delegierten Formulierungen von Hans-Werner Gensichen an, die so etwas wie ein „integrale(s) Missionsverständnis“ zum Ausdruck brachten und als Referenzrahmen für die Überlegungen und Beratungen der Mitgliederversammlung und der im EMW gesuchten Gemeinschaft von Mission dienen könnte:

Will man versuchsweise die Ergebnisse festhalten, die heute als einigermaßen akzeptiert gelten können, so wären folgende Punkte zu nennen:

Mission hat ihren Grund – im strengen Sinne des Begriffs –, dass sie Gottes eigene Sache

ist, dass sie von ihm selbst durch sein Handeln in Christus ins Werk gesetzt und von ihm selbst zur Vollendung im endzeitlichen Gottesreich geführt wird.

Gott will das Heil der Welt, und er selbst ist es, der dies Heil schafft, indem er die Herrschaft Christi durch Menschen bezeugen, proklamieren und in Kraft setzen lässt.

Damit ist eine Bewegung in Gang gekommen, die wir nicht usurpieren oder manipulieren können, die sich weder einer religiösen Propaganda noch innerweltlichem Aktivismus unterordnen lässt, in die wir vielmehr nur eintreten können, weil Gott sie nicht ein paar Spezialisten überlassen will, sondern weil er seine ganze Christenheit für seinen Heilsplan in der Welt mitverantwortlich gemacht hat... Diese umfassende Mission, ‘die eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung’ (Wilhelm Löhe), umschließt alles, was Gott im Blick auf die noch ausstehende Vollendung seines Reiches mit der Welt vorhat: Verkündigung der Zukunft Christi und verantwortliche Weltgestaltung, bezogen jeweils auf das Ganze der ‘Oikumene’, nicht etwa nur auf Teilregionen, die man als ‘Missionsfelder’ mit Beschlag belegt – bezogen also auch auf den so genannten christlichen Westen.

Spätestens an diesem Punkt wird klar, dass mit den neuen Einsichten über das, was Mission nach biblischem Verständnis sein soll, auch ein neues Verständnis der gegenwärtigen Welt-situation korrespondiert.

Dieses „integrale“ Missionsverständnis wurde auf der Mitgliederversammlung in weiteren Arbeitsschritten entfaltet. Schon die Themen der vier Arbeitsgruppen – Mission und Evangelisation, Mission und Entwicklung, Mission und Menschenrechte, Mission und Ökumene – spiegeln den Wunsch wider, ein „ganzheitliches“ Missionsverständnis zu entfalten. Sehr deutlich herausgearbeitet wurde dieses Verständnis dann in dem heute immer noch außerordentlich aktuell wirkenden Referat von René Padilla, das unter dem Titel: „Partnerschaft in der Mission“ einen Begriff einführte, der für die Arbeit des EMW am Missionsverständnis wie auch in der praktischen Orientierung der Missionsarbeit eine fundamentale Bedeutung gewinnen sollte. Padilla, selbst Repräsentant der evangelikalen Bewegung aus Lateinamerika, fragte nach dem Verständnis von Mission heute und such-

te im Zusammenhang mit Hinweisen auf die „Eine Welt“, die „Eine Kirche“ und das „Eine Evangelium“ die Grundlagen für Partnerschaft zu bestimmen, ehe er dann zu praktischen Schlussfolgerungen für die Gestaltung der Partnerschaft in der Mission kam. Bemerkenswert in diesem Beitrag für die Mitgliederversammlung war nicht nur die durchaus kritische Auseinandersetzung mit der patriarchalischen Tradition der Missionsbewegung, das Insistieren auf der eigenständigen Mission der Kirchen des Südens sowie die Suche nach einem neuen, wirklich partnerschaftlich handelnden und lebenden Typus von Missionar. Auffällig – und bemerkenswert gerade für einen evangelikalen Repräsentanten – war vor allem aber die Konzentration auf das weltweit verbreitete Konsumdenken – den Konsumismus – und die Kluft zwischen Arm und Reich, die als besondere Herausforderung der Mission interpretiert wurde. „Wie können nun Christen in der Mission geeinigt sein“, so lautete eine der bohrenden Fragen in Padillas Referat, „solange viele von ihnen, besonders im Westen, einen aufwendigen Lebensstil an den Tag legen, während die große Mehrheit, besonders in der unterentwickelten Welt, nicht in der Lage ist, die grundlegendsten menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen?“

Liest man die Dokumente und Berichte dieser Mitgliederversammlung, so nimmt man bereits hier die Aufmerksamkeit für den besonderen Kontext wahr, in dem Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre nach dem missionarischen Auftrag und dem missionarischen Gehorsam gefragt wurde. Der Akzent für die folgenden Mitgliederversammlungen des EMW, die die „Mission im Kontext der Armut“ thematisierten, war bereits hier gesetzt.

Überraschen konnte diese Auseinandersetzung mit Armut und Reichtum angesichts der Weltsituation nicht. Tatsächlich hat nicht nur die lateinamerikanische Befreiungstheologie und die 1976 gegründete „Ökumenische Vereinigung von Theologinnen und Theologen der Dritten Welt“ (EAT-WOT) sowie die 1970 eingerichtete ÖRK-Kommission für Entwicklungsfragen (Commission on the Churches' Participation in Development, CCPD) diese Probleme aufgegriffen. Auch die Kommission für Weltmission und Evangelisation des ÖRK, die die nächste Weltmissionskonferenz für 1980 in Melbourne vorbereitete, und selbst die evangelikale Missionstheologie hatte schon bei ihrem Lausanner Kongress 1974 und dann später ver-

stärkt dieses Thema aufgegriffen, das die Diskussionen der Mitgliederversammlungen des EMW in den nächsten Jahren bestimmen sollte. Ihren Niederschlag gefunden hat diese Auseinandersetzung mit dem Problem von Armut und Reichtum und der Frage nach möglichen Konsequenzen für einen neuen Lebensstil der Menschen im Westen und der strukturellen Veränderungen im eigenen Kontext in einer ganzen Reihe von Publikationen des EMW, die in der Reihe „EMW Informationen“ einer breiten Öffentlichkeit vorgelegt wurden.

Da diese Diskussion und die damit aufgebrochenen Kontroversen – vor allem die Auseinandersetzungen auf der Synode der EKD in Garmisch-Partenkirchen im Januar 1980 – in jüngster Zeit ausführlich dargestellt worden sind (vgl. dazu ausführlich den Beitrag in der EMW-Publikation: „Provokation Mission“, Weltmission heute Nr. 40, S. 104ff.), mag es an dieser Stelle genügen, auf das entscheidende Dokument zu verweisen, das die Diskussion zu bündeln und das Missionsverständnis des EMW für die Zukunft zu umreißen versuchte. Das Positionspapier: „Zur Frage nach dem Missionsverständnis heute“, im Jahre 1981 erarbeitet von einer Kontaktkommission zwischen dem Vorstand des Evangelischen Missionswerkes und dem Rat der EKD und auf der Mitgliederversammlung des EMW im September 1980 und auf der Synode der EKD im November 1980 in Osnabrück beraten und angenommen und als EMW Information Nr. 21 veröffentlicht, bietet alle entscheidenden Stichworte der Diskussion um Verständnis und Praxis der Mission aus jenen Jahren.

In der Einleitung wird herausgearbeitet, dass die Kirchen im Blick auf die Erfüllung des Missionsauftrages „heute vor Fragen“ stehen, „die unter uns verschieden beantwortet werden“, doch wird als Konsens unterstrichen: „In der damit zusammenhängenden Auseinandersetzung ist nicht der Auftrag zur Mission strittig, sondern das konkrete Verständnis von Mission heute und die Art und Weise, wie christliche Kirchen diesem Auftrag in der heutigen Weltsituation entsprechen sollen.“

Was das gemeinsame Verständnis der Mission ist, wird dann in sieben Punkten entfaltet: Herausgearbeitet wird zunächst (1), dass „die bisher vertraute Form der Mission tief greifenden Veränderungen und Infragestellungen unterworfen ist“ und Mission sich deshalb im Zusammenhang eines

„ökumenischen Lernprozesses“ – deshalb die Überschrift: „Der ökumenische Lernprozess“ – neu auf die Grundlagen der Sendung besinnen müsse. Wichtige Stichworte in diesem Kapitel sind der Wille zur Frage nach der „glaubwürdige(n), authentische(n) und ganzheitliche(n) Erfüllung des missionarischen Auftrags der Kirche in der heutigen Weltsituation“, die Treue zum biblischen Auftrag, dann aber auch die „gegenseitige Offenheit in einem ebenso kritischen wie differenzierten Dialog“ und der darin zum Ausdruck kommende „Wille zu einer aufrichtigen ökumenischen Partnerschaft“. Der Abschnitt über „Die Sendung der Kirche“ (2) erinnert an die missionarische Berufung der Kirchen, die besonders im Blick auf „die Volkskirchen in Europa“ herausgestellt wird: „Während in vielen Kirchen der Ökumene ein lebendiges Bewusstsein für die Teilhabe der ganzen Gemeinde an der Sendung Jesu Christi vorhanden ist, haben die Volkskirchen in Europa die biblische Weisung zum Apostolat aller Gläubigen (1. Petr. 2,9) in ihrem Leben nicht genügend zur Geltung gebracht. Es ist deshalb dringend notwendig, die Formen einer bloß passiven Kirchlichkeit zu überwinden und einen Lebensstil in den Gemeinden zu entwickeln, der die missionarische und diakonische Dimension ebenso einschließt wie die gottesdienstliche. Keiner christlichen Kirche oder Gemeinde ist es erlaubt, sich von der Erfüllung des Missionsauftrags zu distanzieren. Vielmehr muss sie in ihren Lebensäußerungen ebenso wie in ihren Strukturen missionarische Kirche sein.“ Herausgestellt wird dann vor allem, dass die Sendung der Kirche „universal“ ist: Sie beginnt „vor der eigenen Haustür, ja schon im eigenen Haus selbst“ und reicht „bis an die Enden der Erde, schließt also die Aufmerksamkeit für „die missionarische Aufgabe im eigenen Land“ ebenso ein wie die weiterhin gebotene Teilnahme „an der weltweiten Missionsarbeit aller Kirchen“.

Im dritten Abschnitt (3) wird die Bedeutung der „Missionarische(n) Verkündigung“ erläutert, die „ihrem Wesen nach ... evangelistischer Aufruf“ ist, „in dem es um die Weckung und Entstehung des persönlichen Glaubens geht, um die ersten Schritte eines Lebens mit Christus, um die Anfangsgründe mündigen Christseins, um den Weg von der Taufe zum Glauben oder vom Glauben zur Taufe.“ Evangelisation, die nicht eine bestimmte Veranstaltungsform der Kirche, sondern „eine ‘Dimension ihres gesamten Lebens’“ meint, ist freilich von „Zeichen“ begleitet und gewinnt „gesellschaftliche

Relevanz“ im „prophetische(n) Zeugnis, das sich in der „Aufdeckung und Überwindung der Mächte und Gewalten, die den Menschen unterdrücken und ausbeuten“ vollzieht. Der vierte Abschnitt wendet sich mit dem Stichwort „Das Evangelium für die Armen“ (4) der Thematik zu, die einerseits als besondere kontextuelle Herausforderung und damit auch Zuspitzung der missionarischen Aufgabe angesehen wurde, zum anderen aber auch der Kernpunkt der Kontroverse um das Missionsverständnis war. Man merkt dem Duktus des Textes an, dass hier um Formulierungen, Akzentuierungen und Abgrenzungen gerungen wurde, um einerseits den besonderen Akzent des „Evangeliums für die Armen“, wie er in der Verkündigung Jesu vom Reich Gottes zum Ausdruck kam, zu unterstreichen, andererseits aber die Universalität des Heils für alle Menschen festzuhalten und eine besondere heilsgeschichtliche Rolle der Armen abzuweisen. Im Zusammenhang mit einer Bekräftigung der „Ganzheitlichkeit“, die den missionarischen Dienst prägen muss, schließt dieser Abschnitt mit der etwas lapidaren Formulierung: „Sie (sc. Die Gemeinde) soll das Evangelium verkündigen und den Armen aus ihrem Elend heraushelfen ...“

Auch der fünfte Abschnitt, der vom „Lebensstil einer missionarischen Kirche“ handelt (5), nimmt ein Stichwort auf, das in den Diskussionen um das Missionsverständnis, wie es in der Studienarbeit des EMW und auf Mitgliederversammlungen zum Ausdruck kam, große Bedeutung hatte. Unterstrichen wurde, dass der Lebensstil der Christen wie auch der Kirchen „im Einklang mit der ihnen aufgetragenen Sendung stehen und die Wahrheit des Evangeliums bezeugen soll.“ Dieser „missionarische Lebensstil“ hat um der „Glaubwürdigkeit“ der Mission und des Evangeliums willen – auch dies war und blieb ein wichtiger Leitbegriff für das Missionsverständnis des EMW – und angesichts der tiefen „Kluft zwischen Armen und Reichen in der Welt“ ein „einfacher Lebensstil“ zu sein – ganz so, wie es einem Leben in der „Nachfolge Jesu“ entsprechen sollte.

Im Blick auf „Die Ziele der Mission“ (6) wird zunächst an den Ruf zur Umkehr und Bekehrung des Einzelnen erinnert, die dann auch zur „Einfügung in die Gliedschaft der Gemeinde“ führt; ist „der Aufbau und die Erneuerung der Gemeinde“ das zweite Ziel der Mission, so kommt als dritte Zielsetzung hinzu, „die Gemeinde zu Zeugnis und Dienst in der Welt willig zu machen und zu befähigen“.

gen“. Der abschließende Abschnitt über „Sammlung und Sendung“ (7) erinnert an „Gegnerschaft und den Widerstand der Menschen“, die die Sendung der Kirche immer wieder begleitet haben und unterstreicht deshalb die Notwendung der Stärkung der Gemeinde zur Sendung, wie sie in „Gottesdienst und Gebet, Sakrament und Gemeinschaft“ zum Ausdruck kommt.

Der Inhalt dieses später „Osnabrücker Missionspapier“ genannten Positionspapieres ist hier so ausführlich wiedergegeben worden, weil es in der Tat zentrale Aspekte des Missionsverständnisses zum Ausdruck bringt und bis heute so etwas wie einen Orientierungsrahmen für das Verständnis von Mission in der Gemeinschaft der Mitglieder des EMW festhält. Deutlich bewusst freilich war denjenigen, die an diesem Papier mitgearbeitet hatten, der Kompromisscharakter mancher Ausführungen, die sich auch in den Beschlüssen der Mitgliederversammlung des EMW vom September 1980 in Neuendettelsau und der EKD-Synode vom November desselben Jahres in Osnabrück, aber auch in Reaktionen einzelner Mitglieder des EMW oder Einzelpersonen widerspiegeln. Die Mitgliederversammlung des EMW billigte das Papier „als Bezugsrahmen eines gemeinsamen gegenwärtigen Missionsverständnisses im EMW und als Ausgangspunkt zur gemeinsamen Weiterarbeit am Missionsverständnis“, war sich dabei aber „dessen bewusst, dass die Aussagen (sc. des Papiers) auf dem Hintergrund unserer eigenen theologischen Tradition zu verstehen sind, während die Einbeziehung des Beitrags unserer ökumenischen Partner, ohne die heute grundsätzlich kein Missionsverständnis formuliert werden kann, stark zurücktritt.“ Trotz dieser Vorbehalte kann aber festgehalten werden, dass das Papier neues Vertrauen schuf und die Gemeinschaft der Mitglieder des EMW vertiefte und im Sinne eines Abschlusses eines kontroversen Diskussionsprozesses die Grundlagen für eine wirkungsvolle Gestaltung der Arbeit des EMW legte. Dass der Ökumenische Rat der Kirchen schon bald danach sein um Integration verschiedener Positionen bemühtes und auch von Evangelikalen und Orthodoxen grundsätzlich begrüßtes Positionspapier unter dem Titel: „Mission und Evangelisation – Eine ökumenische Erklärung“ veröffentlichte – auf die große Übereinstimmung dieser Erklärung zum „Osnabrücker Missionspapier“ ist vom EMW immer wieder hingewiesen worden – trug zusätzlich dazu bei, Irritationen abzubauen, die

Verpflichtung zur „ganzheitlichen“ Mission wachzuhalten und dabei auch unterschiedliche Perspektiven und Erfahrungen – etwa die von Kirchen im Norden und im Süden – in eine fruchtbare Spannung miteinander zu bringen.

Mission und Gerechtigkeit (die 80er Jahre)

Schon bald nach der Verabschiedung des „Osnabrücker Missionspapiers“ wurde ein gewisser thematischer Neuansatz im missionstheologischen Nachdenken des EMW erkennbar. Angeregt worden war dies durch eine Formulierung aus dem Beschluss der EKD-Synode zum Missionspapier, der davon sprach, dass man über „Wege und Gestalt missionarischen Handelns in der Gegenwart“ weiter nachdenken sollte. Zur Grundlage eines intensiven Reflexionsprozesses über den missionarischen Auftrag der Kirche in der Gegenwart wurde die Formulierung von den „*Wege(n) und Gestalt missionarischen Handelns in der Gegenwart*“ dann in einem Referat, das Direktor Martin Lehmann-Habeck unter dem genannten Thema im Oktober 1982 auf der EMW-Mitgliederversammlung in Bad Dürkheim hielt (vgl. EMW Informationen 40, 1982). Mission wurde hier, in einer sehr persönlichen Weise, als „eine Sache des Herzens“, „der Liebe“, „des Gehorsams“, „der Gemeinschaft“ und „der Hoffnung“ beschrieben. Die alten und kontroversen Problemfelder waren in diesem Beitrag durchaus weiter im Blick, aber diese Themen waren jetzt in eine biblisch-theologische Perspektive eingebettet, die die Mitgliederversammlung des EMW sehr ansprach. „Wir sprechen dem Direktor des EMW... ausdrücklich Dank für seinen Bericht aus, der auch darum überzeugte, weil er ein persönliches Bekenntnis darstellt und weil er viele Sachfragen, die in vergangenen Jahren diskutiert worden sind, in einen überzeugenden theologischen Kontext eingebettet hat“, hieß es im Beschluss der Mitgliederversammlung. Und man fügte hinzu: „Wir betrachten seine Ausführungen als geeignete Grundlegung für die Weiterarbeit an konkreten Wegen und Gestalten des missionarischen Handelns in der Gegenwart.“

Das Leitwort von „Wegen und Gestalt der Mission in der Gegenwart“, das die Tagesordnung des EMW für die nächsten Jahre bestimmte, eröffnete

die Möglichkeit, nach Konkretionen der missionarischen Verantwortung zu fragen. Die Themen und Herausforderungen, mit denen man sich auf den Mitgliederversammlungen und in den Rogate-Aktionen, aber auch in der regulären Arbeit der Kommissionen und der Geschäftsstelle in Hamburg beschäftigte, waren außerordentlich vielfältig und können an dieser Stelle kaum gebündelt werden.

Ein gewisser Schwerpunkt – jedenfalls für die Wahrnehmung des EMW von außen – stellte in den 80er Jahren angesichts von diktatorischen Regimen und permanenten Menschenrechtsverletzungen, der Unterdrückung von Minderheiten – wie etwa der lateinamerikanischen Indianer – und der wirtschaftlichen Ausbeutung in vielen Ländern der Welt das Engagement des EMW in *Fragen von Gerechtigkeit und Solidarität* dar. Grundlage für dieses Engagement war zum einen die von Lehmann-Habeck in seinem Vortrag formulierte Einsicht, dass Mission „eine Sache des Gehorsams“ sei und der Gehorsam in der Nachfolge des Gekreuzigten sich heute auch darin bewähren müsse, „den Mächtigen der Welt entgegenzutreten, die ungerechten Strukturen beim Namen zu nennen, die Sünde aufzudecken, in die auch wir mitverstrickt sind“ und so glaubwürdige Zeugen Christi zu sein. Noch einmal etwas anders akzentuiert wurde dieser theologische Ansatzpunkt im Jahre 1984 durch eine Besinnung auf die Barmer Theologische Erklärung, deren 50-jähriges Jubiläum das EMW zum Anlass nahm, über die Fragen von „Bekenntnis und Widerstand“ angesichts unterdrückerischer Situationen nachzudenken. Was dieses Engagement des EMW aber letztlich vorantrieb, war aber nicht eine isolierte Beschäftigung mit wichtigen theologischen Themen, sondern der Kontakt mit den Partnerkirchen in den Ländern des Südens, deren Situation und Leiden, deren Kampf und Hoffnung dazu drängte, Partnerschaft zu bewähren. Für das EMW wurde der „ökumenische Lernprozess“ gerade hier konkret. Die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der Partner und die Aufnahme von Impulsen der kontextuellen Theologien der Dritten Welt, zu denen das EMW sich verpflichtet sah, provozierten auf der anderen Seite immer wieder kontroverse Diskussionen um das Verständnis von Mission. Was den einen als Treue zur missionarischen Berufung erschien, galt anderen als Politisierung des Evangeliums.

Ein wichtiges Feld der Bewährung von Partnerschaft war für das EMW in den 80er Jahren die Auseinandersetzung mit der Situation in *Südafrika* und die Solidarität mit den Kirchen und insbesondere dem Südafrikanischen Kirchenrat (SACC). Manifest wurde dies nicht nur in einer Fülle von Publikationen, sondern auf vielen Ebenen und in zahlreichen Arbeitsbeziehungen mit südafrikanischen Partnern, dem ÖRK, der EKD, den Freikirchen, der Evangelischen Kommission für das Südliche Afrika (EKSA) wie auch in der Zusammenarbeit mit vielen Gruppen und Initiativen, die im Kampf gegen das Apartheidsregime in Südafrika engagiert waren. Aus der Fülle der Texte und Materialien des EMW aus und zu Südafrika, die in den 80er Jahren veröffentlicht wurden und eine lebhafte Diskussion auslösten, sei an dieser Stelle nur auf die Dokumente zur Untersuchung des Südafrikanischen Kirchenrates durch die Eloff-Kommission hingewiesen, die das EMW im Jahre 1983 unter dem Titel: „Bekenntnis und Widerstand“ veröffentlichte, sowie auf die Publikation der deutschen Übersetzung des südafrikanischen „Kairos“-Dokumentes im Jahre 1985 (EMW Informationen Nr. 64).

Beide Dokumentationen signalisierten auf ihre Weise eine Zuspitzung der Konfrontation zwischen Kirche und Staat in Südafrika. Die Eloff-Kommission der südafrikanischen Regierung – benannt nach ihrem vorsitzenden Richter F. C. Eloff – war mit der klaren Absicht einberufen worden, den SACC als oppositionelle Kraft auszuschalten. Konnten die finanziellen Unregelmäßigkeiten und die Vorwürfe zum Missbrauch von Geldmitteln nicht nachgewiesen werden, stützten sich die Vorwürfe der Regierung gegen den SACC auf einen Polizeibericht, der in den Aktivitäten des Südafrikanischen Kirchenrates die Sicherheit des Staates gefährdet sah. Der SACC galt als „Teil einer gesteuerten Verschwörung“, abhängig von ausländischen Geldmitteln; er wirke mit seinem von „einem politischen Evangelium“ inspirierten „Aktionsplan“ „destabilisierend auf fast alle Bereiche der Staatsordnung in Südafrika“ und bemühe sich um die Durchsetzung „einer sozialistischen (fast kommunistischen) Ordnung in Südafrika“, hieß es in den Ausführungen des Polizeiberichtes.

Für die Repräsentanten des Südafrikanischen Kirchenrates – wie auch für die drei zu Zeugen geladenen Vertreter der EKD (Heinz Joachim Held,

Präsident des Kirchlichen Außenamtes; OKR Warner Conring, Geschäftsführer von KED; Bischof Martin Kruse, Vorsitzender der EKSA) – freilich stellte sich die Situation anders dar. In seinem ersten Auftreten vor der Untersuchungskommission betonte Desmond Tutu, damals Generalsekretär des SACC, mutig und nachdrücklich:

Es ist unser christlicher Glaube, es sind die christlichen Kirchen, es sind die Mitglieder des SACC, die unter Anklage stehen. Es sind unser Christentum, unser Glauben und daher unsere Theologie, die zur Debatte stehen; die Hauptstreitfragen sind also zutiefst theologischer Natur. Von Ihnen als der Kommission wird verlangt festzustellen, ob unser Verständnis und unser Ausüben des christlichen Glaubens bestehen kann. Wir stehen unter Anklage, weil wir Christen sind, und das unter einer Regierung, die von sich behauptet, christlich zu sein. Es mag sein, dass man uns erklären wird, es sei ein Vergehen, Christ in Südafrika zu sein. Das ist es, was sie feststellen sollen. Und das ist eine von Grund auf theologische Aufgabe.

Das „Kairos“-Papier, das im September 1985 von einer Gruppe südafrikanischer Theologen veröffentlicht worden war und vom EMW in deutscher Übersetzung publiziert wurde (EMW Information Nr. 64), zeigt ein fortgeschritteneres Stadium der Konfrontation von Kirche und Staat in Südafrika, ist aber jetzt an die südafrikanischen Kirchen und darüber hinaus an die ökumenische Gemeinschaft der Kirchen in aller Welt gerichtet. Mit ihrer „Kritik der ‘Staatstheologie’“ und ihrer „Kritik der ‘Kirchentheologie’“ tritt das Dokument für die Entwicklung einer „prophetischen Theologie“ ein, aus der Konsequenzen für das Handeln der Kirchen im südafrikanischen Befreiungsprozess abgeleitet werden. Die emphatisch formulierten Sätze der Einleitung – „Die Stunde der Wahrheit“ – zeigen die Leidenschaft und Kraft, aber auch das kritische und provozierende Potenzial, das in diesem „theologischen Kommentar zur politischen Krise in Südafrika“ entfaltet wird:

Die Zeit ist gekommen, die Stunde der Wahrheit ist da. Südafrika ist in eine Krise gestürzt worden, die unsere Fundamente erschüttert. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass diese Krise eben erst begonnen hat, dass sie sich vertiefen und in den kommenden Monaten noch be-

drohlichere Ausmaße annehmen wird. Es ist dies der KAIROS oder die Stunde der Wahrheit, nicht nur für die Apartheid, sondern auch für die Kirche ...

In West- und Ostdeutschland – wie auch in anderen Teilen der Welt – hat das Kairos-Papier eine unerhört leidenschaftliche öffentliche Debatte mit heftigen Kontroversen ausgelöst und zu einer Fülle von unterschiedlichen Stellungnahmen geführt. Für Peter Beyerhaus war das Papier „nichts anderes als die Verwirklichung des marxistisch-leninistischen Programms der Revolution“ und eine „Perversion der christlichen Botschaft“ (idea Nr. 73/86, S. 7). Der Erlanger Systematiker Reinhard Slenczka konnte in dem Rogate-Material des EMW, das sich 1986 auf Bitten des Rates der EKD hin mit Südafrika und dem Kairos-Papier befasste, nur eine Abirrung vom biblischen Evangelium erkennen: „Was den Gemeinden mit dem EMW-Material vorgelegt, was an Konflikten in sie hineingetragen und an Gewissensdruck aufgebürdet wird, hat weder mit dem Evangelium noch mit dem Missionsauftrag zu tun.“ (idea Spektrum, Mai 1986) Das EMW und viele Kirchen und kirchliche Institutionen wie auch einzelne Christen in Deutschland freilich stellte sich die Situation anders dar: Das kritische und leidenschaftliche südafrikanische Dokument und vor allem die explizite Bitte der Verfasser an „unsere Brüder und Schwestern in der ganzen Welt... uns in dieser Angelegenheit ihre notwendige Unterstützung zu geben, damit dem täglichen Verlust so vieler junger Menschenleben ein schnelles Ende gesetzt werden kann“, wurde zum Anlass genommen, sich sehr intensiv und konstruktiv mit den Aussagen des Papiers auseinanderzusetzen. In einem aufgrund eines intensiven Diskussionsprozesses verfassten Brief „An die Autoren des ‘Kairos-Dokuments’“ bringen die Mitglieder der Theologischen Kommission des EMW sowie Mitglieder des Vorstandes, zahlreiche Einzelpersonen aus dem Bereich der Mitgliedschaft des EMW und der Stab der Geschäftsstelle in Hamburg ihre Solidarität mit dem Anliegen des Kairos-Papiers zum Ausdruck. Zwar werden auch Fragen aufgeworfen, doch stehen am Ende Hinweise auf mögliche Konsequenzen für das eigene Handeln in Deutschland:

Wir stellen dankbar fest, dass Ihr mutiges Verhalten in den Auseinandersetzungen der vergangenen Monate und Ihre Bereitschaft, staatliche Verfolgung mit allen ihren Folgen zu ris-

kieren, bei uns dazu geführt haben, dass sich die Einstellung gegenüber dem südafrikanischen Konflikt zu wandeln beginnt. Wir sehen Beispiele dafür in den jüngsten Beschlüssen unserer Synoden. Wofür sich jahrelang nur Solidaritätsgruppen ohne Billigung durch die offizielle Kirche eingesetzt haben (Früchteboykott, Krügerandboykott, Infragestellung des Engagements deutscher Banken und Industrieunternehmen im südlichen Afrika), kann heute von uns als Konsequenz kirchlicher Synodalbeschlüsse vertreten werden. Daraus ergeben sich neue Aufträge für die innerkirchliche Bewusstseinsbildung wie für das Gespräch der Kirche mit der Regierung und mit Vertretern von Handel, Banken und Industrie...

Liebe Schwestern und Brüder, Sie sollen wissen: Wir wollen uns nicht von Ihnen trennen lassen. Wir wollen denen die Unterstützung entziehen, die für Unterdrückung und Ausbeutung in Ihrem Land verantwortlich sind. Wir möchten begreifen, wo wir Ihnen ein Hindernis sind auf dem Weg, zu dem Sie sich entschlossen haben, damit auch wir uns verändern. Wir beten zusammen mit Ihnen zu Gott um Gerechtigkeit und Frieden für Südafrika.

(Jahrbuch Mission 1986, S. 168-176: „Eine Antwort auf das `Kairos-Dokument““)

Die Erinnerung an das Südafrika-Engagement des EMW – und an die damit zum Teil verbundenen Kontroversen – kann hier nur ansatzweise geleistet werden. Sie unterstreicht aber auf ihre Weise die schon lange von südafrikanischen Partnern erhobene Forderung, die Geschichte des kirchlichen Südafrika-Engagements aus deutscher Perspektive einmal umfassend und kritisch aufzuarbeiten.

Partnerschaft in der Mission war für das EMW – entgegen mancher Pressemeldungen und öffentlicher Kommentare der 80er Jahre – nicht nur Partnerschaft in Situationen von Anfechtung und Konflikt, Unterdrückung und Ungerechtigkeit. Es gab – von der Öffentlichkeit oft so nicht wahrgenommen – viele Felder der Bewährung von Partnerschaft in der Mission. Ein wichtiger Strang der Aktivitäten des EMW zum Beispiel hatte mit der Wiederaufnahme der Kontakte zu *Christen in China* zu tun, der sich in den frühen 80er Jahren andeutete und dann nach ersten Begegnungen zwischen Repräsentanten des Chinesischen Christenrates (CCC)

und des Ökumenischen China-Arbeitskreises – zusammengesetzt aus Mitgliedern, die vom Deutschen Katholischen Missionsrat und vom EMW berufen werden – 1985 auch zu einer Besuchsreise des Rates der EKD nach China führte. Die Bedeutung, die die neugewonnene Partnerschaft mit China für das EMW hatte und hat, wird an zahlreichen Maßnahmen, Besuchen, Reisen, Tagungen – etwa die Organisation und Durchführung von Deutsch-Chinesischen Konsultationen oder auch der Europäischen China-Konferenzen erkennbar. Dem EMW wurde die Geschäftsführung für die über regionale Missionswerke erfolgende Entsendung von Lehrerinnen und Lehrern nach China übertragen – und in den 90er Jahren wurde die „China-Informationsstelle“ ins Leben gerufen. Auch in einer stattlichen Zahl von Publikationen zu China zeigte sich dieses Engagement. Besonderes Echo hervorgerufen hatte vor allem die deutsche Fassung des Katechismus des Chinesischen Christenrates, die 1985 unter dem Titel: „Die christliche Lehre erklärt für alle Anfänger im Glauben“ veröffentlicht wurde. Im Vorwort dieses Katechismus schrieb der Chinesische Christenrat:

Dank und Lob dem himmlischen Vater, der unsere Kirche nach allerlei harten Prüfungen zunehmend wachsen und erstarken ließ. In diesen guten Tagen ist es nötig (um den Leib Christi aufzubauen, bis wir alle in der wahren Lehre eins werden), dass wir von Jesus, dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, Himmelsbrot empfangen, um es allen Brüdern und Schwestern zum Gebrauch auszuteilen... Heute ist der Kirche unseres Landes die große Gnade Gottes geschenkt worden, dass der Herr uns täglich Menschen hinzu tut, die gerettet werden.

Die Mitgliederversammlung von 1998, die sich dem Thema „Chinas Christen und wir“ stellte, war gewiss nicht Abschluss, wohl aber vorläufiger Höhepunkt eines sich sehr intensiv gestaltenden Kontaktes zu Christen in der Volksrepublik China, deren frische Glaubenskraft auch Impulse für das missionarische Handeln im Kontext Deutschlands vermitteln kann.

Nicht unerwähnt bleiben soll an dieser Stelle auch, dass die wachsenden Beziehungen zu China auch große Bedeutung für die unter Schwierigkeiten festgehaltene Gemeinschaft zwischen dem westdeutschen EMW und der *Arbeitsgemeinschaft*

Evangelischer Missionen in der DDR hatten. Der Austausch von Erfahrungen mit „Chinesische(n) Impulse(n) für einen ökumenischen Lernprozess in der DDR“, wie sie etwa vom Ökumenisch-Missionarischen Zentrum in Ostberlin aufgearbeitet wurden (vgl. Jahrbuch Mission 1988, S. 129ff.), und Einsichten aus den westdeutschen Kontakten zum Chinesischen Christenrat vertiefte den ökumenischen Lernprozess, dem man sich in Ost- wie Westdeutschland verpflichtet wusste. Wie groß die Konvergenzen waren, die sich dabei im Missionsverständnis in Ost- und Westdeutschland ergaben, dokumentierten dann in den späteren 80er Jahren die aus der DDR stammenden Erklärungen zum Verständnis und zur Praxis der Mission, die von der Herrnhuter Brüdergemeine (1986) und innerhalb der Kirchen des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR (1987) erarbeitet wurden. Schon der Titel der Erklärung aus dem Bereich der Kirchen des Bundes: „*Mission – Gerechtigkeit – Partnerschaft. Gesichtspunkte zur Neubesinnung auf den ökumenisch-missionarischen Auftrag der evangelischen Kirchen*“, zeigt die Stichworte an, die sowohl in Ost- wie Westdeutschland das Nachdenken über den Missionsauftrag in den 80er Jahren bestimmte. Der Austausch über diese Themen und Herausforderungen zwischen dem westdeutschen EMW und der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Missionen wie auch dem Ökumenisch-Missionarischen Zentrum (ÖMZ) in Ostberlin riss nie ab, wurde in den 80er Jahren sogar aufgrund einer moderateren Haltung der DDR-Regierung der weltweiten Partnerschaft in der Mission gegenüber sogar leichter und intensiver. Etwas ausführlicher berichtet worden ist über die Rolle, die das Thema Mission in der DDR spielte, im EMW-Jahresbericht 1998 (siehe S. 45).

Partnerschaft in der Mission wurde in der Geschichte des EMW selbstverständlich auch – oftmals abseits von der Wahrnehmung der Öffentlichkeit – in der *Teilnahme an der weltweiten Sendung der Kirche* gestaltet. Als Dach- und Fachverband für die Kooperation von Kirchen, Werken und Verbänden in der Teilnahme an der Mission Gottes hat das EMW – mit der Ausnahme von Vermittlung von Dozenten für theologische Ausbildung – selbst keine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in die weltweite Mission entsandt. Das EMW hat die Beteiligung deutscher Kirchen, Missionswerke und missionarischer Einrichtungen an der weltweiten Mission durch die Entsendung und Vermittlung von ökumenischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im

Laufe seiner Geschichte aber unterstützt und begleitet. Dazu gehörten – und gehören – ganz selbstverständliche und unspektakuläre, für die Missionswerke und die Mitarbeitenden aber wichtige Dienstleistungen im Blick auf den Devisentransfer für Gehaltszahlungen, Rechtsberatung in Kindergeldfragen, Angleichung von Dienstverträgen für Entsendungen, aber auch – in früheren Jahren mehr als heute – Kurse und Angebote für Ausreisende und Rückkehrer. Auch die Begleitung von Partnerschaftsarbeit, die heute bei den regionalen Missionswerken angesiedelt ist, aber auch im EMW eine Plattform für den Austausch von Erfahrungen, Einsichten und Anregungen hat, gehört in diese Formen von personalorientierter Teilnahme an der weltweiten Mission und zu einem Leben im Horizont der Ökumene.

Ein eigener Schwerpunkt des EMW lag und liegt in der Förderung der missionarischen Kompetenz der einheimischen Kirchen selbst. Auch dies geschieht oft unspektakulär und für die kirchliche Öffentlichkeit in Deutschland nicht immer wahrnehmbar. Die Instrumente für diese Stärkung missionarischer Kompetenz und die Förderung missionarischer Initiativen weltweit sind die 1963 eingerichtete „Liste des Bedarfs“, über die von den Landes- und Freikirchen in Deutschland angeworbene Mittel für missionsbezogene Aufgaben der Weltkirche zur Verfügung gestellt werden. Seit den 70er Jahren kamen dazu auch Mittel des Kirchlichen Entwicklungsdienstes, mit denen das EMW Kirchen, kirchliche Institutionen und Initiativen weltweit in Bereichen theologischer Ausbildung, christlicher Kommunikation, gesellschaftsbezogener Dienste und der so genannten „Folgekosten“ zu fördern in der Lage war. Handelt es sich bei den so genannten „gesellschaftsbezogenen Diensten“ wesentlich um christliche Laienbildung, aber auch um die Förderung neuer, oft zunächst kleiner Initiativen zu neuen Herausforderungen in der Mission, so geht es bei dem mit dem Begriff „Folgekosten“ umschriebenen Bereich um Beratung und Förderung kirchlicher Verwaltungsstrukturen und kirchlicher Institutionen wie Schulen und Krankenhäuser. Alle diese Programme und Projekte dienen der Stärkung der kirchlichen und theologischen Eigenständigkeit und damit auch der missionarischen Kompetenz der einheimischen Kirchen; Grundlage aller dieser Maßnahmen war und ist die Überzeugung, dass die Christen vor Ort heute die eigentlichen Missionare sind.

Was die Arbeit des EMW im Blick auf die Bewährung der Partnerschaft geprägt hat, war aber nicht nur die Bemühung um die Förderung der Partner im Süden. Es ging immer wieder auch darum, sich an der ökumenischen Reflexion über die Konkretionen des Missionsauftrag in der Gegenwart zu beteiligen und auch die *wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Geschichte und Zukunft der Mission* zu stärken. Ein wichtiger Beitrag in dieser Hinsicht war, dass das EMW im Jahre 1985 der Bitte der „Internationalen Vereinigung für Missionswissenschaft“ (IAMS) folgte und das Sekretariat dieser weltweiten ökumenischen Vereinigung von ca. 700 Missionswissenschaftler und missionswissenschaftlicher Institutionen in der Geschäftsstelle des EMW anzusiedeln. Indem ein Stabsmitglied des EMW für die Geschäftsführung dieser Vereinigung – unter anderem die Vorbereitungen und Durchführungen der alle vier Jahre stattfindenden internationalen Konferenzen, die Mitherausgabe der englischsprachigen wissenschaftlichen Zeitschrift „Mission Studies“ u. a. m. – verantwortlich zeichnete, förderte das EMW nicht nur die wissenschaftliche Diskussion über Mission, sondern konnte auch den internationalen ökumenischen Diskurs über Mission mitgestalten. Ähnliches geschah auch in anderen Arbeitszusammenhängen, insbesondere im Blick auf die Kommission für Weltmission und Evangelisation des ÖRK und die Beteiligung – in Vorbereitung, Durchführung und Nacharbeit – der Weltmissionskonferenzen in Melbourne (1980), San Antonio (1989) und, in den 90er Jahren, Salvador da Bahia (1996).

Zu den Aufgaben des EMW gehörte es aber auch, Impulse und Anregungen aus der Ökumene aufzunehmen und in Deutschland fruchtbar zu machen und so wechselseitiges Lernen in Ökumene und Mission zu befördern. Ein wichtiger Bereich der Arbeit des EMW lag deshalb auch im Bemühen um eine *Stärkung der missionarischen Kompetenz* und eines *Lebensstils im Horizont der Ökumene im eigenen Land*. Begonnen hatte dieser Arbeitsbereich bereits vor der Gründung des EMW mit der Einrichtung der „Evangelischen Pressestelle für Weltmission“ im Jahre 1964. Hatte die „Pressestelle“ von Anfang an mit Pressemeldungen, Pressediensten, diversen Publikationen für Gemeinden sowie für die kirchliche und säkulare Öffentlichkeit Informationen über die Arbeit der Weltmission zur Verfügung gestellt und insofern bewusstseinsbildend gewirkt, stellten die 1971 gestarteten *Rogate-*

Aktionen in dieser Hinsicht ein neues Moment dar. Die erste „Informationsaktion Weltmission“, wie die Rogate-Aktion zunächst hieß, begann im Frühjahr 1971 unter dem Thema: „Weltmission: Heute sind wir Partner“. Ungewöhnlich an dieser Aktion war nicht nur die Schaltung von Massenanzeigen in großen Tageszeitungen und Magazinen, sondern auch der bewusst provozierende Ton, der darauf abzielte, Zeitgenossen zum Nachdenken über das Verständnis von Mission heute zu führen und Ignoranz und Vorurteile aufzubrechen. So zeigte eine der ersten Anzeigen ein Plakat, in der in großen weißen Buchstaben auf schwarzem Grund zu lesen war: „Alle weißen Missionare raus!“. Der kleiner darunter gesetzte Satz: „Eigentlich sollten wir uns darüber freuen“ lenkte den Blick dann auf einen kleinen Text, der mit einer Kurzbeschreibung zum Verständnis von Mission über die erste Irritation hinaus nachdenklich machen sollte.

Für die Missionswerke bedeutete diese Art einer Informationsaktion, die vom DEMR, der EAGWM und dem Rat der EKD gemeinsam beschlossen worden war, das Betreten von Neuland. Kontroversen und Diskussionen über das Missionsverständnis, das in den zahlreichen Rogate-Aktionen von 1971 bis 1996 – seitdem erscheint das Material „Christ sein weltweit“ – zum Ausdruck kam, konnten nicht ausbleiben. Die Aktionen hielten aber doch das Thema Mission in vielen Gemeinden und Gruppen wach, regten Diskussionen und Aktionen an und leisteten so einen wichtigen Beitrag zur missionarischen Bewusstseinsbildung. Lässt man die Themen der Rogate-Aktionen aus den 80er Jahren einmal Revue passieren, wird man einen Eindruck von dem ganzheitlichen Missionsverständnis gewinnen, an dessen Entwicklung das EMW sich in dieser Zeit beteiligt hat. Ob man sich dem Thema Heilung zuwandte (1976) oder den Missionsbefehl einmal etwas provozierend veränderte und unter dem Titel: „Gehet hin und lernet...“ über Bildung und Erziehung reflektierte (1977), ob man an die Menschenrechte erinnerte – „Gott gibt uns Rechte, treten wir dafür ein“ (1978) – oder die Bedeutung des Christseins in den Vordergrund stellte – „Trau dich Christ zu sein“ (1979) – ob man über Weltmissionskonferenzen (1980 und 1989) berichtete oder die Asyl- und Ausländerproblematik aufnahm („Die Liebe kennt keine Angst“, 1982; „Die Stadt Gottes kennt keine Fremden“, 1990), ob man von „Bekenntnis und Widerstand“ in Südafrika handelte (1984) oder unter dem Slogan: „Ein Wort wie

Feuer“ Anregungen zum Bibellesen aus Partnerkirchen weitergeben wollte (1985) – immer ging es darum, „Wege und Gestalt missionarischen Handelns in der Gegenwart“ anhand konkreter, oft kontroverser Themen zu konkretisieren. Weil es das Rogate-Material und darüber hinaus immer wieder noch zahlreiche andere Materialien – Faltblätter, Plakate, Gottesdienstentwürfe, Gebetstexte aus der Ökumene, religionspädagogische Unterrichtsmodelle – gab, war das EMW in Gemeinden und Gruppen bekannt und als ein wichtiger Impulsgeber und Motivator angesehen.

Dass *Mission* „vor der eigenen Haustür“ beginnen müsse – so das Osnabrücker Missionspapier –, hat Lesslie Newbigin dem EMW auf der Mitgliederversammlung 1984 in Hermannsburg ins Stammbuch geschrieben, als er unter dem Thema: „Die kulturelle Gefangenschaft abendländischen Christentums als Herausforderung an eine missionarische Kirche“ die provozierende Frage stellte, „ob der Westen noch bekehrt werden könne“. Ausgangspunkt seiner Überlegungen war eine Beobachtung, die den früheren Indienmissionar, Bischof der „Kirche von Südindien“ und – in den 60er Jahren – Direktor der Abteilung Weltmission und Evangelisation im ÖRK umtrieb:

Wenn man von einem missionarischen Gesichtspunkt auf die Weltszene heute blickt, ist das auffallendste Faktum gewiss folgendes: Während in großen Regionen Asiens und Afrikas die Kirche wächst, oft sogar mit einer gewissen Rasanz wächst, befindet sie sich in den Ländern, die einst die Christenheit genannt wurden, in einem Rückgang...

Die Aufforderung, sich mit der kulturellen Gefangenschaft des Christentums im Westen und der für Newbigin offensichtlichen Resistenz westlich-nachchristlicher Kultur gegen das Evangelium auseinanderzusetzen, schlug damals freilich ein Thema an, das erst in den 90er Jahren sein volles Gewicht zu entfalten begann.

Mission und die Vielfalt der Kulturen (die 90er Jahre)

Die 90er Jahre brachten für das EMW eine ganze Reihe von neuen Themen auf die Tagesordnung.

Die wichtigste Herausforderung war zunächst die Regelung der Zusammenarbeit bzw. die Entwicklung von Modellen einer *Zusammenführung der missionarischen Einrichtungen in Ost- und Westdeutschland*. Über die Entwicklungen in der DDR – über Kontroversen über das Stichwort Mission, das in der DDR außerordentlich umstritten war, über die Schaffung neuer Strukturen von Kirche und Mission in der DDR in den 60er und 70er Jahren und auch über die in den 80er Jahren mögliche (wenn auch begrenzte) Teilnahme der Kirchen der DDR an der partnerschaftlichen Weltmission und die (dann nicht mehr offiziell verabschiedete) Erklärung des Bundes der Evangelischen Kirchen der DDR zur Mission im Jahre 1987 – ist im EMW-Jahresbericht 1998 etwas ausführlicher berichtet worden. Was jetzt, nach dem Fall der Mauer in Berlin und im Zuge der Vereinigung Deutschlands, zur Diskussion stand war zum einen die Frage, ob man in Ostdeutschland die regionalen und überregionalen Missionszentren weiter ausgestalten sollte, und zum anderen, ob und wie man die beiden Dachorganisationen der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission (AGEM) und EMW zu einer Organisation zusammenführen könne.

War in den sehr intensiv geführten Gesprächen auch bald klar, dass es zu einer Zusammenführung von AGEM und des bisherigen EMW kommen müsse, waren zunächst manche Fragen noch offen. Wichtig war den Mitgliedern der AGEM, die bis dahin gewachsene Gemeinschaft in der AGEM auch bei einem Zusammenschluss des bisherigen, nur im Westen Deutschlands tätigen EMW und der AGEM zu erhalten. Zum Ausdruck gebracht worden war dieses Anliegen zunächst in einer „Gemeinsamen Erklärung“, die die Mitglieder der AGEM auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung am 12. Dezember 1990 verabschiedet hatten und die dann dem Vorstand des EMW übergeben worden war. Darin wird zum einen an die Gemeinschaft erinnert, die sich in der AGEM in der Wahrnehmung der weltmissionarischen Verantwortung eingestellt hat:

Wir versuchen Rechenschaft zu geben von der Hoffnung, die in uns besteht und gewachsen ist in der Erfahrung gemeinsamen Lebens durch die Begegnung unterschiedlicher missionarischer Gruppen:

➤ *Wir haben erfahren, dass wir über den Glauben an den Herrn Jesus Christus sprechen und*

über unsere, aus diesem Glauben kommende Verantwortung für die Welt nachdenken konnten ohne gegenseitige Ausgrenzung und unter Beibehaltung des eigenen Profils.

- *Wir haben erfahren, dass der christliche Glaube eine integrierende Kraft besitzt, die zum Dialog gegensätzlicher Positionen befähigt und Lösungen ermöglicht.*
- *Wir haben erfahren: Die Feier des Heiligen Abendmahls, die Gebetsgemeinschaften und Bibelarbeiten haben aller missionstheologischen Arbeit Richtung und uns geistliche Orientierung gegeben.*

Dann stellen die Mitglieder der AGEM eine ganze Reihe von „unerledigten gemeinsamen Aufgaben“ heraus, „die wir noch nicht aus der Hand legen wollen“, wobei das besondere Erbe und die besonderen Lernerfahrungen der Mission in der Gesellschaft der DDR herausgestellt wurden.

Eine von AGEM und EMW gebildete Arbeitsgruppe hatte empfohlen, eine Kommission einzusetzen, die die gemeinsamen Aufgaben und Lernfelder der AGEM weiterführen sollte. Diese Vorschläge wurden dann aber von der rasanten Entwicklung überholt. Statt einer Kommission, die nur aus Mitgliedern der AGEM bestehen würde, kam es schließlich dazu, EMW und AGEM in einem Werk zusammenzuführen und die Zusammensetzung des neu zu wählenden EMW-Vorstandes so zu gestalten, dass die Erfahrungen, das besondere Profil und die Anliegen der AGEM-Tradition in das neue, gemeinsame „Evangelische Missionswerk in Deutschland“ eingebracht werden konnte. Ein Umzug der Geschäftsstelle des EMW nach Berlin, der in jener Zeit ernsthaft erwogen und geprüft wurde, musste aus Kostengründen verworfen werden.

Eine andere wichtige Herausforderung bestand für das EMW selbstverständlich darin, die Veränderungen in *Osteuropa* zu bedenken und nach Konsequenzen für das Verständnis von Mission und das eigene Engagement zu fragen. Ein wichtiger Meilenstein wurde hier der Jahresbericht 1992, der unter dem Titel: „Christliches Zeugnis in Osteuropa und Zentralasien“ eine gründliche Analyse der Situation und der missionarischen Herausforderungen in Osteuropa und Zentralasien lieferte. Bemer-

kenswert an diesem Bericht war auch, dass er vielen Partnern des EMW im Süden in englischer Übersetzung zur Kommentierung übersandt wurde und so der Diskussion um eine stärkere Vernetzung der Partnerschaft mit Kirchen im Süden und Osten diene. Festzustellen bleibt aber, dass die intensiven Diskussionen, die damals auch über ein Engagement des EMW im Blick auf die Förderung von Projekten und Programmen in Osteuropa geführt worden sind, zwar zu einzelnen Maßnahmen in Osteuropa geführt haben – vor allem im Blick auf theologische Ausbildung –, dass die Osteuropaarbeit des EMW aber aufs Ganze gesehen eher in der Begleitung des Engagements Anderer als in eigenen Akzentsetzungen stand. Dies ist auf der einen Seite verständlich – es gab ja bereits Strukturen der Osteuropaarbeit, die nach der Wende ausgebaut wurden –, hat aber andererseits auch zur Folge gehabt, dass Lernerfahrungen aus der ökumenischen Partnerschaft im Süden nur sehr begrenzt in das Feld des neuen Osteuropaengagements evangelischer Kirchen eingebracht werden konnten.

Fragt man nach durchlaufenden Themen und Kristallisationspunkten des EMW aus den 90er Jahren, so scheint der Jahresbericht des EMW 1991 einen neuen Akzent zu setzen, der sich in den 90er Jahren in den Vordergrund schob. Im thematischen Teil dieses Berichtes ging es um die Frage der „Inkulturation des Evangeliums am Beispiel Lateinamerikas“. War der Hintergrund für dieses Thema das so genannte 500-jährige Jubiläum der „Entdeckung Amerikas“ durch Christoph Kolumbus – zu der es eine Rogate-Aktion unter dem Titel: „Was gibt es denn da zu feiern?“ gab –, so ist doch bemerkenswert, dass sich hier die Frage der Kultur auf die Tagesordnung des EMW schiebt. Die Auseinandersetzung mit *Fragen der Inkulturation*, der *Vielfalt der Kulturen*, dem Zusammenhang von Evangelium und Kulturen und des *christlichen Zeugnisses in pluralistischen Situationen* fand jetzt sehr viel größere Aufmerksamkeit als dies in den 80er Jahren der Fall gewesen war; tatsächlich wurde sie eines der großen Schwerpunkte des EMW.

Zwar hatte sich das EMW auch in den 80er Jahren bereits mit Fragen des interreligiösen Zusammenlebens beschäftigt; insbesondere die Broschüre über „Die Begegnung von „Christen und Muslimen“, die Ende der 80er Jahre von einer Arbeitsgruppe erstellt worden war, setzte Maßstäbe und ist seit dem ersten Erscheinen immer wieder

neu aufgelegt worden und ist auch durch die neue Handreichung der EKD noch nicht veraltet. Aber es ist doch auffällig, dass die erste Mitgliederversammlung, die sich unter dem Titel: „Missionarische Kirche im multireligiösen Kontext“ sehr intensiv und ausschließlich mit diesen Fragen beschäftigt hat, erst im Jahre 1996 stattfand. Im selben Jahr war auch das Rogatematerial unter der Frage: „Was glaubst Du denn?“ diesem Problemkreis gewidmet. Zudem erschien jetzt zum ersten Mal die religionspädagogische Zeitschrift: „Feuervogel“. Lernen in der Vielfalt“, die die Aufmerksamkeit auf die multikulturelle und multireligiöse Situation lenkte, die inzwischen in vielen Schulen in Deutschland – insbesondere in den städtischen Ballungszentren – anzutreffen war. Ziel des „Feuervogel“, der im Jahre 2000 an einen Verlag abgegeben worden ist, war einerseits, diesen interkulturellen und interreligiösen Kontext zu verdeutlichen und Anregungen für interkulturelles Lernen zu geben; es ging andererseits aber auch darum, in einer zunehmend säkularisiert erscheinenden Welt und Schule überhaupt wieder Sensibilität für die Dimension der Religion zu entwickeln.

Die *Fragen von Evangelium und Kulturen*, die Lesslie Newbigin bereits Mitte der 80er Jahre aufgeworfen hatte, und die auf eine kritische Auseinandersetzung mit der missionarischen Situation im eigenen Kontext drängten, wurden 1994 gemeinsam mit der Württemberger Landeskirche in einer Konsultation in Bad Urach neu aufgenommen und bildeten dann – in einer gewissen ökumenischen Ausweitung – auch den Fokus der Weltmissionskonferenz 1996 in Salvador da Bahia, Brasilien, deren Thema: „Zu einer Hoffnung berufen – Das Evangelium in verschiedenen Kulturen“ auch das EMW in Vorbereitung und Nacharbeit beschäftigt hat. Die Fragen, die in Salvador in den vier Sektionen zu den Problemkreisen: „Authentisches Zeugnis in jeder Kultur“, „Evangelium und Identität in Gemeinschaft“, „Ortsgemeinden in pluralistischen Gesellschaften“, und „Ein Evangelium – verschiedene Ausdrucksformen“ diskutiert wurden, zeigen die Themen- und Problemfelder an, die das EMW in den 90er Jahren stark beschäftigt haben. Die Beteiligung an der Herausarbeitung der missionarischen Situation in Deutschland und die Erinnerung an das Grundwort „Mission“, wie es etwa in Publikationen der Theologischen Kommission des EMW mit den Titeln: „Mission erklärt“ (1993), „Plädoyer für Mission“ (1998), „Provokation Mis-

sion“ (2000) versucht wurde, gehört genauso in diesen Zusammenhang wie die Auseinandersetzung mit Fragen kultureller Identität und Identitätskonflikten in Asien, die das EMW auf seiner letzten Mitgliederversammlung in Bad Urach unter dem Thema: „Christen Asiens: Zwischen Gewalterfahrung und Sendungsauftrag“ 2000 beschäftigt haben.

Versuch einer Bilanz

Überblickt man die hier nur in aller Kürze skizzierten zwei Jahrzehnte der 80er und 90er Jahre, so drängen sich – gerade wenn man noch einmal an die kontroversen missionstheologischen Diskussionen vor allem der Anfangszeit zurückdenkt – zwei Fragen auf: 1. Wie hat sich das Verhältnis des EMW zur evangelikalen Missionsbewegung entwickelt? 2. Zeigt sich in der 25-jährigen Geschichte des EMW im Übergang von den 80er zu den 90er Jahren so etwas wie ein Paradigmenwechsel?

1. Dass der Bruch zwischen *evangelikaler und ökumenischer Missionsbewegung* – wenn man diese problematische Klassifizierung noch einmal gebrauchen will – schon vor der Gründung des EMW vollzogen wurde, ist bereits gesagt worden. Auch wenn die evangelikale Missionsbewegung in der Mehrheit nicht dem EMW angehörte, sondern in der Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen (AEM) ihren eigenen Dachverband geschaffen hatte, ist die Geschichte des EMW – insbesondere in den 70er und 80er Jahren – immer wieder von Kontroversen zwischen beiden Gruppierungen begleitet gewesen. Höhepunkt der Auseinandersetzung stellte die Kontroverse um die „Mission im Kontext der Armut“ dar, wie sie vor allem im Umfeld der EKD-Synode von Garmisch-Partenkirchen (1980) geführt wurde. Der Vorwurf einer Politisierung des Evangeliums, wie er von Evangelikalen erhoben wurde, begleitete das EMW aber auch in den Folgejahren, insbesondere im Blick auf die Interpretation und die Interventionen des EMW zu Südafrika. Die Kritik an einer vermeintlich einseitigen politischen Orientierung des EMW führte auch zur Klage darüber, dass das EMW Projekte und Programme aus Kirchensteuermitteln nur einseitig einsetze und evangelikale Projekte und Programme nicht oder doch nur unzureichend berücksichtige. Konnte dieser Vorwurf auch leicht entkräftet wer-

den, so blieb die Kritik von evangelikaler Seite aber nicht nur auf eine Politisierung bezogen. Auf evangelikaler Seite kam man auch zu der – immer wieder geäußerten – Einschätzung, dass die Mission in ihrer Organisationsstruktur beim EMW und in den regionalen Missionswerken zu stark „verkirchlicht“ und das Feuer der Mission in diesen Werken deshalb beinahe erloschen sei.

Für das EMW freilich stellte sich die Situation zumeist anders dar als sie die kritischen Meldungen und Kommentare in der evangelikalen Presse in Deutschland interpretierten. Tatsächlich kann man darauf hinweisen, dass das EMW über die Mittel der Liste des Bedarfs wie auch über die Mittel des kirchlichen Entwicklungsdienstes eine ganze Reihe von evangelikalen Projekten und Programmen förderte und mit vielen evangelikal orientierten Partnern in aller Welt verbunden war. Auch wichtige Texte von evangelikalen Kongressen sind in der Reihe „EMW Informationen“ und anderen Publikationen abgedruckt worden. Aus der Sicht des EMW gab und gibt es keinen einheitlichen evangelikalen Block der Weltchristenheit, sondern verschiedene Strömungen und Tendenzen innerhalb der evangelikalen Missionsbewegung; die Spannweite, die etwa zwischen den sozial und politisch sehr engagierten Evangelikalen aus der Dritten Welt und den nordamerikanischen „Church Growth“-Gruppierungen herrschte, die sich Ende der 80er Jahre in der „AD 2000“-Bewegung sammelten, erschien selbst Evangelikalen außerhalb Deutschlands gewaltig. Samuel Escobar, führender evangelikaler Repräsentant aus Lateinamerika, sprach angesichts der Pluralität evangelikaler Anschauungen zum Verständnis von Mission Anfang der 90er Jahre von der evangelikalen Missionsbewegung als „A Movement Divided“.

Wichtiger als die Erinnerung an die Kontroversen der 70er und 80er Jahre ist aber die Beobachtung, dass die Spannungen gegen Ende der 80er Jahre abklagen, wenn auch nicht ganz verschwinden. Wesentlichen Anteil daran hatten sowohl Entwicklungen innerhalb der evangelikalen Missions-theologie, die sich etwa in der Lausanner Verpflichtung auch zur sozialen und gesellschaftlichen Verantwortung in der Mission bekannte, wie auch in der ökumenischen Missionsbewegung, die in der 1982 vom ÖRK verabschiedeten Erklärung „Mission und Evangelisation – Eine ökumenische Erklärung“ wichtige Anliegen der Lausanner Bewegung

– wie auch übrigens der orthodoxen Kirchen – aufnahm. Konnte Leslie Newbiggin deshalb bereits 1982 auf einige „Cross-currents in Ecumenical and Evangelical Understandings of Mission“ hinweisen, ging David J. Bosch Ende der 80er Jahre in einem Sammelband zum 40-jährigen Jubiläum des ÖRK noch weiter, als er nach „Konvergenzen“ der ökumenischen und evangelikalen Missionstheologie fragte und beide Gruppen zu neuem Hören aufeinander herausforderte. Ein wichtiger Schritt war dann schließlich auch die Weltmissionskonferenz des ÖRK bzw. von CWME, die 1989 im texanischen San Antonio unter dem Thema: „Dein Wille geschehe: Mission in der Nachfolge Jesu Christi“ stattfand. Zwar wurde allgemein bedauert, dass im Abstand von nur wenigen Wochen in Manila auch die große Konferenz „Lausanne II“ der Lausanner Bewegung stattfand, doch zeigt eine Auseinandersetzung mit den Dokumenten und Ergebnissen beider Konferenzen, vor allem aber auch der Brief der evangelikal orientierten Teilnehmer der Weltmissionskonferenz in San Antonio an die Konferenz von Manila, ein hohes Maß an Übereinstimmung oder doch einen neuen Willen, aufeinander zuzugehen. Auch auf den Mitglieder- versammlungen des EMW, die vor und nach der San Antonio-Konferenz stattfanden, wurde aufgrund dieser auf beiden Seiten zu beobachtenden Lernprozesse die Hoffnung gehegt, dass die Ergebnisse der Konferenzen dazu beitragen mögen, die „Sprachlosigkeit“ zu überwinden, die nach den Worten von Bischof Peter Krusche, Vorsitzender des EMW, zwischen beiden Gruppen eingetreten sei. Dass der Direktor des EMW an beiden Konferenzen in San Antonio und Manila teilnahm, sollte jedenfalls den Willen des EMW zum Dialog über das Missionsverständnis unterstreichen.

Heute wird man tatsächlich den Willen zu offenen und ehrlichen Gesprächen zwischen AEM und EMW feststellen dürfen. Dass es zu strukturellen Veränderungen kommen wird, ist angesichts des Ausbaus der Strukturen auf beiden Seiten nicht zu erwarten. Wichtig aber ist, dass die Gespräche und Begegnungen weitergeführt wurden und werden und dass Kooperation auf den Feldern, auf denen sie in den letzten Jahren bereits begonnen wurde, intensiviert wird. Dass EMW und AEM einander brauchen und sich wechselseitig in konstruktiver Weise ergänzen und herausfordern können, ist heute deutlicher als noch vor zehn Jahren.

2. Die Gesprächslage im Blick auf das Verhältnis von EMW und AEM in den 90er Jahren unterstreicht noch einmal den *Wandel*, der schon in der Skizzierung *der thematischen Arbeit des EMW im Übergang von den 80er zu den 90er Jahren* zu beobachten war. Tatsächlich kann man feststellen, dass die 80er Jahre – nach den Kontroversen der Anfangsjahre, in denen das neue EMW seine Rolle erst finden und bestimmen musste – einen starken Akzent im Blick auf die sozialen und politischen Implikationen der missionarischen Berufung zeigten, während die 90er Jahre mehr im Zeichen des Ausgleichs, der Wahrnehmung der Komplexität der Welt etc. standen. Dominierte dort der Kampf und die Aktion, so trat hier mehr das Interesse an der Wahrnehmung der Komplexität, der Wille zur Integration und zum Ausgleich und zu einer grundsätzlichen Besinnung auf die missionarische Verantwortung heute in den Vordergrund. Man wird diesen Wandel vor allem mit der grundsätzlichen Transformation der Welt erklären müssen, die sich im Übergang von den 80er zu den 90er Jahren vollzog. Südafrika ist vielleicht das beste Beispiel für die neue Situation: Ging es in den 80er Jahren um den Befreiungskampf und um den Einsatz für Gerechtigkeit, trat jetzt die Aufgabe in den Vordergrund, eine Nation neu aufzubauen und Versöhnung zu stiften. Das Interesse an einer „theology of reconstruction“ wollte zwar die wesentlichen Elemente einer „Theologie der Befreiung“ festhalten – und auch das EMW hat das Thema Gerechtigkeit nicht aufgegeben –; aber es ging jetzt darum, die Fragen der Gerechtigkeit in einer neuen theologischen Orientierung einzuzeichnen, die bei den großen Aufgaben der nationalen Aussöhnung und Integration, der Weiterentwicklung von Demokratie und Ausgleich hilft. Die 90er Jahre, die durch den Zusammenbruch des Sowjetsystems eingeleitet worden sind, brachten eine neue Welt hervor, deren komplexe Signatur zwar immer noch mit ungerechten Strukturen zu tun hat, aber auch kulturelle und religiöse Pluralität viel deutlicher sichtbar macht und Fragen von Identität und Gemeinschaft in den Vordergrund schob. „Wege und Gestalt missionarischen Handelns in der Gegenwart“ der 90er Jahre waren anders als die missionarischen Konkretionen, die von einem glaubwürdigen Zeugnis in dieser Welt in den 80er Jahren gefordert waren.

Die Verpflichtung geht weiter:

Ein Blick auf die Herausforderungen der nächsten Jahre: Mission im Zeitalter der Globalisierung

Die letzten Beobachtungen leiten über zur Frage, welche „Wege und Gestalt missionarischen Handelns“ sich für die Zukunft bzw. für den Zeitraum der nächsten, überschaubaren Jahre erkennen lassen.

Strukturelle Herausforderungen

Sehr viel nachgedacht worden ist in den vergangenen Jahren über die *strukturellen Herausforderungen*, die sich dem EMW – aber selbstverständlich auch den Kirchen insgesamt wie den Missionswerken und den kirchlichen Institutionen – stellen. Heute sind wichtige Strukturentscheidungen für die nächsten Jahre gefallen, aber die Herausforderung, mit diesen – zum Teil schmerzlichen – Entscheidungen konstruktiv umzugehen, bleibt bestehen. Für das EMW wird es in den nächsten Jahren in dieser Hinsicht vor allem um vier wichtige Aufgaben gehen:

1. Die Arbeit in der Geschäftsstelle in Hamburg wie auch die Kooperation zwischen den einzelnen Mitgliedern des EMW wird so weiterzuentwickeln sein, dass man gemeinsame Aufgaben auch bei einer Reduzierung der Stäbe verantwortlich weiterführen kann. Viel ist in den letzten Jahren – insbesondere im Blick auf die Kooperation zwischen den Missionswerken – schon geschehen, aber in den kommenden Jahren wird es darum gehen, die Kräfte noch stärker zu bündeln und viele gute Überlegungen – etwa zur Konzentration der sogenannten Missionspresse, der Absprachen im Blick auf die Wahrnehmung von Verantwortung gegenüber bestimmten Ländern usw. –, die derzeit angestellt werden, auch in die Praxis umzusetzen.

2. Die Ausgliederung der mit Mitteln des kirchlichen Entwicklungsdienstes finanzierten Aufgaben aus dem EMW in den neu geschaffenen Evangelischen Entwicklungsdienst (EED) in Bonn stellt uns erneut vor die Aufgabe, Mission und Entwicklungsdienst nicht auseinander driften zu lassen. Die Ausgliederung, so schmerzlich sie für das EMW ist und so problematisch sie von der Sache her er-

scheint, darf nicht dazu führen, dass Mission und kirchlicher Entwicklungsdienst als zwei voneinander isolierte Säulen dastehen. Um dies zu vermeiden, wird es um zweierlei gehen müssen: Zum einen muss sich der Wille zur Kooperation in konkreten Absprachen und Kooperationsvereinbarungen zwischen EMW, EED und Brot für die Welt bewähren, wenn nicht das christliche Zeugnis, das immer Wort und Tat gemeinsam ist, verzerrt werden soll. Zum anderen aber ist darauf zu achten, das ganzheitliche Verständnis von Mission, das Mission und gesellschaftlich-politische Verantwortung als integrale Dimensionen eines ganzheitlichen Missionsverständnisses begreift, innerhalb des EMW und seiner Mitglieder weiterentwickelt wird.

3. Während die Kooperation der regionalen Missionswerke, die im EMW verbunden sind, im Laufe der Geschichte des EMW immer weiter entwickelt worden ist, ist die Funktion des EMW als Teil und ökumenisch verantwortetes Instrument der Kirchen vielen nicht bewusst. Die Zukunft des EMW wird auch davon abhängen, ob die Kirchen das Missionswerk als Instrument zur missionarischen Bewusstseinsbildung und zur Mitgestaltung ökumenisch-missionarischen Lernens nutzen. Deshalb wird in Zukunft verstärkt zu fragen sein, was die Kirchen vom EMW als Dach- und Fachverband für Mission und Ökumene erwarten. Ein konkreter Vorschlag dazu wäre, vom EMW aus intensiver und direkter das Gespräch mit Ökumenereferentinnen und -referenten der Landeskirchen und mit für Ökumene und Mission verantwortlichen Personen in den Freikirchen zu suchen und thematisch orientierte Veranstaltungen und Foren anzubieten.

4. Der zuletzt genannte Aspekt weist noch auf eine weitere Dimension hin: Das Verhältnis von Dienstleistung, die durch das EMW vorgehalten und von den Mitgliedern in Anspruch genommen wird, und der Rolle des EMW als Instrument für strategische Überlegungen im Blick auf Fragen von Mission, Ökumene und Entwicklung, muss neu geklärt und bestimmt werden. Sofern die Mission der Kirche immer wieder neu der Einladung und dem Ruf Gottes zur Teilnahme an Seiner Mission zu antworten und deshalb die Zeichen der Zeit zu erkennen hat, können sich Kirchen, Missionswerke, missionarische Verbände nicht selbstgenügsam auf bisher entwickelte missionarisch-ökumenische Beziehungen beschränken. Die Bemühung, den Ruf Gottes zu konkretem missionarischem Gehorsam

zu vernehmen und zu erkennen, muss immer wieder zu einer kritischen Auseinandersetzung mit überkommener missionarisch-ökumenischer Praxis führen. Um der Teilnahme an der Mission Gottes willen sollte deshalb daran gelegen sein, vom EMW auch kritische Diskussionen, Impulse, unbequeme Fragen zu erwarten. Dabei geht es nicht darum, dass das EMW – und schon gar nicht die Geschäftsstelle des EMW in Hamburg – alles besser weiß als andere; vielmehr geht es darum, das EMW als Instrument und Plattform kritischer Selbst- und Neubesinnung auf den missionarischen Auftrag der Kirche zu stärken.

Missionarische Herausforderungen von Morgen

Die strukturellen Herausforderungen sind eine Sache. Entscheidend wird aber sein, dass das EMW sich wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft *inhaltlich der Interpretation der missionarischen Herausforderungen und der missionarischen Verantwortung*“ zuwendet, zur Bildung missionarisch-ökumenischen Bewusstseins unter Christen beiträgt und so missionarische Kompetenz zu stärken hilft – in den Partnerkirchen in allen Teilen der Welt, aber auch in den Kirchen in unserem eigenen Land.

Wendet man sich einer Analyse der besonderen Herausforderungen zu, in denen sich missionarische Verantwortung heute und morgen zu aktualisieren hat, so wird man kaum auf ein einziges Problemfeld allein hinweisen können. Fragt man aber nach dem Kontext der Mission heute und einem „Paradigma“ oder Leitwort zur Kennzeichnung missionarischer Herausforderung von heute und morgen, so wird man – wie es etwa der 1999 veröffentlichte Entwurf für eine neue Missionserklärung des ÖRK zeigt – auf das Phänomen der „Globalisierung“ hinzuweisen haben, mit dem sich bereits das Jahrbuch Mission 1999 und das Material „Christ sein weltweit“ 2000 beschäftigt haben.

An dieser Stelle ist nicht der Ort, detailliert über die sehr komplexen ökonomischen, kommunikationstechnischen und kulturellen Dynamiken zu sprechen, die mit dem Begriff der Globalisierung zu umschreiben versucht werden. Drei thesenhafte Hinweise mögen genügen, um auf dem Hintergrund der Globalisierung die besonderen missio-

narischen Situationen anzudeuten, denen das EMW sich heute und morgen zu stellen hat:

Globalisierung und Marginalisierung – Mission als Solidarität

Globalisierung bedeutet Liberalisierung der Wirtschaft – national wie international – und Integration der Märkte in einen umfassenden Weltmarkt. Von den einen wird dieser Prozess mit großen Hoffnungen begrüßt, andere – und es sind gerade die Länder des Südens – weisen auf dem Hintergrund ihrer Erfahrungen darauf hin, dass die Liberalisierung des Marktes keine Besserung der Lebenssituation der Armen bringt, sondern sie immer mehr an den Rand drängt. Sie erscheinen für den Markt nicht mehr gebraucht; sie können weder als Produzenten eingesetzt werden – es gibt genügend billige Arbeitskräfte und die Produktion wird zunehmend automatisiert – noch sind sie als potenzielle Konsumenten im Blick, da sie nicht über die notwendigen Mittel zum Kauf verfügen. „Globalisierung geht mit Marginalisierung“ einher, lautet deshalb eine These vieler Theologinnen und Theologen, aber auch Ökonomen aus der Dritten Welt.

Eine Kirche, die sich zur Mission in der Nachfolge Jesu Christi berufen weiß und die von der biblischen Vision Gottes lebt, der Leben in Fülle für alle will, wird sich in dieser Situation nicht abseits halten können. Globalisierung, so wie sie von vielen Partnerkirchen im Süden erlebt wird, fordert eine neue und differenzierte Thematisierung von Fragen der Gerechtigkeit und Solidarität, Kritik an der Konsum- und Geldorientierung der globalisierten Eliten und Aufbau von Netzwerken der Solidarität und des Protestes. Mission wird in Zukunft wieder stärker eine Mission in Solidarität mit den Marginalisierten sein müssen. Gerade in der Partnerschaft mit den Kirchen im Süden, die ja oftmals Kirche der Armen sind, wird sich das EMW zum Anwalt und Fürsprecher für eine alternative Globalisierung machen, die Fragen von Gerechtigkeit und Solidarität wach hält. Wie sich dies heute vom EMW angesichts der Ausgliederung der Programme und Projekte für ein gesellschaftlich relevantes Zeugnis verwirklichen lässt, ist eine offene Frage.

Globalisierung und Suche nach Identität: Mission als Angebot des Lebens in der Nachfolge Jesu Christi

Die kulturellen Dynamiken, die im Prozess der Globalisierung entbunden werden, sind nicht leicht

auf einen Nenner zu bringen. Oftmals wird Globalisierung als Durchsetzung der „McWorld“, der Konsum- und Lebensstilsymbole der westlichen Welt, interpretiert und wahrgenommen; vor allem Länder des Südens sprechen in diesem Sinne von der Globalisierung als einer „kulturellen Invasion“. Zu beobachten ist aber auch, dass Globalisierung von einer neuen Aufmerksamkeit für das Lokale und Partikulare begleitet ist; das Gewicht, das fundamentalistische, nationalistische, ethnische Bewegungen in jüngster Zeit erhalten haben, ist ein deutlicher Hinweis darauf. Zur Globalisierung gehört aber auch die Auflösung der Grenzen der kulturellen Welten und eine Interaktion verschiedener Kulturen, die wiederum zu ganz neuen kulturellen Verschmelzungen, der Erscheinung von kulturellen Hybriden und neuen transnationalen Lebensformen kommen. Auch McDonalds in Deutschland braucht die „mexikanischen Wochen“, um attraktiv zu sein.

Im Zuge der Globalisierung kommt es aufgrund dieser Interaktion von Kulturen bei vielen Individuen und Gruppen zu einem ganz neuen Fragen nach der eigenen kulturellen, religiösen, ethnischen Identität. Die Identität liegt nicht mehr fest; durch die Konfrontation mit einer pluralen Welt und einer Vielfalt von Lebensangeboten, aus denen das aus der bergenden – oder auch beklemmenden – Tradition herausgefallene Individuum sein eigenes Leben immer wieder neu bestimmen muss, geraten Menschen, Gruppen und Völker unter psychischen Druck. Suche nach Orientierung und Halt, nach Leitbildern gelungenen Lebens im raschen Wandel der Zeiten wird wichtig.

In einer Zeit, in der es darum geht, Identität immer wieder neu auszuhandeln und zu bestimmen, wird die Kirche mit ihrem missionarischen Zeugnis vom Evangelium des Lebens präsent sein müssen. Zwar hat sie es in der globalisierten Welt mit einer Fülle von Sinn-Angeboten nicht leicht, ihr Angebot eines erfüllten Lebens in der Nachfolge Jesu Christi zu verdeutlichen und wirksam zu machen. Aber es zu versuchen und für das Wort des Lebens einzustehen und kreative Wege der Artikulation zu suchen – in Wort und Tat, in Symbolen und Gesten, in authentisch gelebter Spiritualität und ohne Vereinnahmung und Bevormundung –, ist eine missionarische Herausforderung allerersten Ranges – in Deutschland, das zunehmend als „Missionsland“ identifiziert wird, aber auch in anderen

Teilen der Welt, in denen die Mitglieder des EMW und die kirchlichen Entwicklungsdienste mit Partnerkirchen verbunden sind.

Globalisierung und Identitäten im Konflikt: Mission als Versöhnung

Die Suche nach Identität von Einzelnen und Gruppen, die im Zeitalter der Globalisierung neue Dynamik entfaltet, ist grundsätzlich positiv zu bewerten. Problematisch wird dies allerdings, wenn Identität in scharfer und harter Abgrenzung von Anderen nach dem Schema: „Wir und die Anderen“ akzentuiert wird. Die Beschleunigung der Globalisierung seit dem Ende des Ost-West-Konfliktes hat gezeigt, dass das Problemfeld von Identität und Differenz zu Konflikten führen kann, die sich in „ethnischen Säuberungen“ und anderen Formen brutaler Gewalt entladen können – im Bereich von Partnerkirchen wie auch in Europa und in Deutschland. Die neue Aufmerksamkeit für das Lokale, wie es in der Suche nach der eigenen Identität zum Ausdruck kommt, trägt das Potenzial zum „Kampf der Kulturen“ in sich. Die Dekade zur Überwindung von Gewalt, die der ÖRK am 4. Februar 2001 offiziell eröffnet hat, ist nicht zuletzt auf diesem Hintergrund zu verstehen.

Der missionarische Auftrag wird sich angesichts dieser Situation, die hier nur schemenhaft angedeutet werden kann, als Eintreten für Versöhnung zu aktualisieren haben. Versöhnung bedeutet keinesfalls, Fragen der Gerechtigkeit auszuklammern und alles zu vergeben und zu vergessen. Versöhnung weiß um Unrecht und Schuld, spricht die Verwundungen und den Schmerz von Menschen, die Unrecht und Gewalt erfahren haben, aus, wie dies etwa eindrucksvoll in der „Wahrheits- und Versöhnungskommission“ Südafrikas geschehen ist. Versöhnung ist nicht zuerst eine Strategie zur Konfliktlösung, so gewiss sie solche Strategien entwickeln sollte; Versöhnung ist vor allem ein Lebensstil, der von Offenheit und Respekt geprägt ist und damit sich selbst und den Anderen Raum für neue Möglichkeiten gibt. Versöhnung ist deshalb als ein Prozess zu verstehen, ein schwieriger und mitunter langwieriger, von Rückschlägen gefährdeter Prozess des Aushandelns, der aber die Konfliktparteien in eine veränderte Situation führt und beide – Opfer und Täter – zu neuen Menschen macht. Der Weg der Versöhnung und der Heilung ist der Weg des Kreuzes Jesu Christi. Versöhnung und Heilung zu befördern und zum Aufbau einer friedlichen und

toleranten Gemeinschaft von Menschen beizutragen, ist heute ein wesentlicher Aspekt der missionarischen Verantwortung. Die Dekade zur Überwindung der Gewalt ist deshalb auch eine missionarische Dekade!

Fragen kann man, ob diese verschiedenen, hier nur angedeuteten Dimensionen von Mission im Zeitalter der Globalisierung nicht in ein zentrales Konzept gefasst werden können, ein *Paradigma* von Mission heute. Vielleicht liegen die Wege der Mission heute in der Verkündigung des Evangeliums mit der Akzentuierung von Versöhnung und Heilung als zentralen Konzepten und Grundwerten. Versöhnung und Heilung schließen den Kampf um Gerechtigkeit und die evangelisierende Tätigkeit der Kirche keineswegs aus, deuten aber sowohl den Grund christlicher Mission als Erfahrung der Versöhnung in Jesus Christus wie auch die Komplexität der Realität von heute an. Vor allem aber unterstreichen sie den Modus – die Gestalt –, in dem und der Mission sich heute zu vollziehen hat: Als offene, verwundbare, demütig-bescheidene und doch selbstbewusste Suche nach Gemeinschaft mit den Menschen und als Einsatz für die Heilung und Versöhnung einer Welt, die durch die Kräfte der Globalisierung aus den Fugen zu geraten droht.

Schlussbemerkungen

Ein weiter Weg ist beschritten worden, um wenigstens in Auszügen über „Wege und Gestalt missionarischen Handelns“ aus der 25-jährigen Geschichte des EMW zu berichten und neue Herausforderungen zu benennen. Inwieweit das EMW in diesen Jahrzehnten tatsächlich, wie Horst Becker, der frühere Direktor des Bayrischen Missionswerkes, gern sagte, das EMW so etwas wie ein „Seismograph“ für das Aufspüren neuer Herausforderungen und Themen und „Motivator“ und „Impulsgeber“ für einen ökumenisch-missionarischen Lebensstil war, kann dabei nicht von der Geschäftsstelle und dem Vorstand des EMW beurteilt werden. Dies kann nur durch die Kirchen, Missionswerke, missionarischen Verbände geschehen, die das EMW als ihr Instrument zur Mission geschaffen haben und die vielen Christen und Christinnen in Deutschland und aller Welt, mit denen das EMW zusammenzuarbeiten versucht.

Der unvollendete Auftrag

Anfragen und Erwartungen an das EMW aus persönlicher Sicht

Dr. Joachim Wietzke

Das EMW ist die „Gemeinschaft seiner Mitglieder und nicht einfach ... die Geschäftsstelle in Hamburg“, sagt Klaus Schäfer, Grundsatzreferent im EMW, mit Recht. Auch wenn ich hier nicht für die Mitglieder, die regionalen Missionswerke und nicht einmal für das Nordelbische Missionszentrum (NMZ) spreche, fühle ich mich als Teil des EMW. Der Untertitel des mir gestellten Themas ist also in dem Sinne von Anfragen und Erwartungen an mich selbst und an uns als Mitglieder und Vereinbarungspartner des EMW zu verstehen.

Ich bin dabei in einer komfortablen Situation: Klaus Schäfer hat einen umfassenden und ausgewogenen Bericht vorgelegt. Besser kann man das in der gebotenen Kürze nicht machen. Das gibt mir die Freiheit, selektiv einseitig zu sein und mich auf das zu konzentrieren, was mir wichtig erscheint. Ich nehme mir diese Freiheit. Auch auf die Gefahr, das Thema zu verfehlen und Ihre Erwartungen zu enttäuschen, rede ich erst einmal gar nicht über das EMW. Dennoch – gewissermaßen als Klammer – **zwei Thesen vorweg:**

1. Missionswerke haben es in den letzten Jahrzehnten in Deutschland schwer gehabt – auch das EMW. Die allgemeine Wetterlage war für ihr Gedeihen nicht förderlich. Der Wind kam meist von vorne oder von der Seite, und wir selbst waren nicht sehr konsequent und mutig. Die Rede von der „Krise der Mission“ ist daher seit dem 2. Weltkrieg zu einem geflügelten Wort geworden.
2. In der ökumenischen Missionstheologie ist in den letzten Jahrzehnten aufregend Neues geschehen. Die EMW-Geschäftsstelle und ihre Vorgängerinstitutionen, der Deutsche Evangelische Missionsrat (DEMR) und die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission (EAGWM) waren an diesem ökumenischen Prozess der Neubestimmung maßgeblich be-

teiligt. Für den deutschen Sprachraum wurden sie zu den wichtigsten Vermittlern und Interpreten eines ökumenischen Missionsverständnisses.

Ich möchte im Folgenden diese Thesen entfalten und dabei beides, die Hindernisse und Chancen, aufzeigen. Da wichtige Weichenstellungen vor der Gründung des EMW erfolgt sind, blicke ich nicht nur auf die letzten 25 Jahre, sondern auf einen Zeitraum von etwa 50 Jahren zurück.

Die „Krise der Mission“

Wir können uns die Veränderung der Missionslandschaft nach dem 2. Weltkrieg kaum dramatisch genug vorstellen. Der Krieg hatte das Ansehen der christlichen Länder des Westens und besonders Deutschlands zutiefst erschüttert, die westliche Missionsarbeit war in vielen Gebieten zum Erliegen gekommen, und mit der Machtergreifung Mao Tse Tungs wurde 1949 das größte Missionsunternehmen der christlichen Geschichte abrupt beendet. Der Schock saß tief, und trotz aller restaurativer Tendenzen, die sich schnell zeigten, war das Bewusstsein weit verbreitet, dass eine Missions-epoche zu Ende gegangen war. Die christliche Mission war in eine tiefe **Orientierungskrise** geraten.

Wie einschneidend diese Zäsur war, lässt sich daran verdeutlichen, dass die Missionsbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Dynamik aus der Erwartung bezogen hatte, dass zum Ende des Jahrhunderts die ganze Welt christlich sein würde. Angesichts der Überlegenheit des Christentums und der westlichen Zivilisation, so hatte man auf der Weltmissions-

konferenz in Edinburgh 1910 gesagt, würden die anderen Religionen von allein absterben, und dieses Vakuum müsse man nur mit einem entsprechend strategisch geplanten Einsatz an Mitteln und Personal füllen, um die „Evangelisierung der ganzen Welt in diesem Jahrhundert“ zu erreichen. Dieser Traum war nach dem 2. Weltkrieg ausgeümt. Was blieb waren die bohrenden Fragen: Wie konnte Gott das zulassen und wie geht es weiter mit der christlichen Mission? Wir werden sehen, dass es darauf überzeugende neue Antworten gab.

Mit einer neuen Missionstheologie war aber die Krise nicht überwunden. Aus heutiger Sicht kommt hier ein Theorie-Praxis Problem in den Blick. Das lässt sich besonders gut an der deutschen Mission illustrieren. Sie war in der schwierigen Situation, in der Ökumene das im Dritten Reich verloren gegangene Vertrauen wieder zu gewinnen. In angelsächsischen Missionskreisen und im Internationalen Missionsrat erwartete man von den deutschen Missionen eine kritische Aufarbeitung ihrer eigenen Geschichte im Dritten Reich, aber die Einsicht in diese Notwendigkeit und die Bereitschaft dazu war gering. Wie Werner Ustorf in seinem kürzlich erschienenen Buch „Sailing on the Next Tide“ aufweist, sah man sich in deutschen Missionskreisen vorwiegend als „Opfer“, vielleicht auch als „Verführte“, aber keineswegs als „Mitschuldige“ an dem, was das faschistische Deutschland in der Welt angerichtet hatte. Das „Stuttgarter Schuldbekenntnis“ wurde vom Deutschen Evangelischen Missions-Tag (DEMT) zunächst abgelehnt und erst elf Monate später unter dem bleibenden Druck von außen akzeptiert.

Die Chance, das eigene Verhalten in der Zeit des Nationalsozialismus kritisch zu analysieren, wurde von der deutschen Mission kaum genutzt. Statt dessen richtete sich ihr Interesse vielmehr darauf, möglichst schnell wieder auf die alten Missionsfelder zurück zu kehren. Die praktische Missionsarbeit – sowohl in der „Heimat“ als auch in den Missionsgebieten – stand ganz im Zeichen des „Wiederaufbaus“ und blieb weitgehend unberührt von der missionstheologischen Neubesinnung, die sich immer mehr durchsetzte. Die wachsende Kluft zwischen alter Praxis und neuer Theologie hat wesentlich zur **Glaubwürdigkeitskrise** der Mission beigetragen.

Zusätzlich zu dieser „hausgemachten“ Glaubwürdigkeitskrise gibt es so etwas wie eine **Akzeptanzkrise** der Mission, die durch gesellschaftliche und kirchliche Trends bedingt ist, gegen die sich die institutionalisierte Mission nur schwer zur Wehr setzen kann. Ich brauche das nicht breit auszuführen. Wir kennen alle die Vorbehalte und Vorurteile gegen Mission oder gegen das, was sich viele darunter vorstellen. Ein undifferenziertes, einseitig negatives Bild der Missionsgeschichte ist selbst in weiten Kreisen der Pastorenschaft und der kirchlichen Mitarbeitenden verbreitet und wird, so scheint mir, gern als Vorwand benutzt, sich den missionarischen Ansprüchen des Evangeliums zu entziehen. In Zeiten, in denen Liberalität und Toleranz einen hohen Stellenwert haben, scheint es besonders schwer zu sein, die gleiche Notwendigkeit und das gleiche Recht von eigener Glaubens- und Auftragsgewissheit deutlich zu machen. Dabei geht es nicht nur um den Traditionsabbruch in einem zunehmend säkularer werdenden Umfeld, sondern auch um die „Selbstsäkularisierung der Kirche“, wie das Wolfgang Huber kürzlich genannt hat.

Wir haben schmerzlich festzustellen, dass die gewollte und m.E. richtige Integration von Kirche und Mission diesen Prozess der „Selbstsäkularisierung“ nicht aufhalten konnte. Trotz beachtlicher Verlautbarungen von Kirchenleitungen und Synoden zur missionarischen Verpflichtung sind wir weit davon entfernt, missionarische Kirche zu sein. Das ist sicherlich nicht neu, aber damit nicht weniger beunruhigend. Die Tiefe dieser Krise wird an einem Zitat von Joseph Oldham deutlich: „Das Alarmierende unserer Lage“, sagt er schon im Jahre 1930, „ist nicht die Säkularisierung der modernen Welt als solche, sondern die Tatsache, dass eine Kirche, die behauptet, das Wort Gottes zu besitzen, nicht über Worte verfügt, die ihr in der modernen Welt Gehör verschaffen.“

Ich möchte noch auf einen letzten Aspekt der „Krise der Mission“ hinweisen. Er ist uns wohl vertraut, aber wohl nicht immer in seiner Tragweite bewusst. Klaus Schäfer spricht ihn in 1.4 unter dem Thema „Zusammenhang von Mission und Entwicklung“ an. So formuliert gehört er in die Kategorie der „theologischen Grundentscheidungen“. Das ist unbestritten richtig. Man kann diesen Aspekt auch institutionell oder strukturell betrachten, etwa unter dem Thema „Missionswerke und Hilfs-

werke“. Unter diesem Gesichtspunkt rückt er m.E. in diesen Abschnitt über die „Krise der Mission“, wenn Sie so wollen, unter das Stichwort „**Strukturkrise**“.

Ich muss hier ein wenig weiter ausholen.

1959 wurde die Aktion „Brot für die Welt“ gestartet. Schon im ersten halben Jahr kamen etwa 20 Millionen Mark zusammen.

1960 wurde „Dienste in Übersee“ gegründet. Innerhalb weniger Wochen ließen sich mehr als 300 Bewerber und Bewerberinnen in das Überseeregister eintragen.

1962 wurde die „Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe“ ins Leben gerufen. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) hatte damit jährlich etwa 30 Mio DM zusätzliche Mittel für Entwicklungsprojekte zur Verfügung (heute ca. 170 Mio DM).

1968 hatte die Vollversammlung des Ökumenischer Rat der Kirchen (ÖRK) in Uppsala zum Kampf gegen Hunger und Armut in der Welt aufgerufen. Die Synode der EKD forderte noch im selben Jahr die Gliedkirchen auf, hierfür „zunächst zwei Prozent aller kirchlichen Haushaltsmittel“ zur Verfügung zu stellen. Schon im ersten Jahr wurden 32 Mio DM an die Zentrale des Kirchlichen Entwicklungsdienstes (KED) abgeführt (heute ca. 100 Mio DM).

Innerhalb eines Jahrzehnts waren damit vier große Entwicklungswerke der protestantischen Kirchen in Deutschland entstanden, die über sehr viel größere finanzielle Ressourcen verfügten als die Missionswerke. Das hat die Gewichte nachhaltig verschoben. Bis heute ist es sehr viel leichter, Finanzmittel für entwicklungsbezogene Projekte zu mobilisieren als für pastorale und gemeindebezogene Aufgaben. Aber hier geht es nicht nur um Geld und institutionelle Macht. Hier geht es um einen Wandel im Denken, der größere Aufmerksamkeit verdient.

Es ist nicht zu bestreiten, dass der Appell, sich der materiellen Not der Menschen in Asien, Afrika und Lateinamerika anzunehmen, eine beachtliche Resonanz gefunden hat und zwar auf allen Ebenen der Kirche, von den Gemeindegliedern bis zu den

kirchenleitenden Gremien. Was der Mission nur in bescheidenem Maße gelungen ist, nämlich ein breites und intensives Interesse an der Situation in der sog. Dritten Welt zu wecken, gelang unter dem neuen Thema der Entwicklungsverantwortung mit sehr viel größerem Erfolg. Hier zeigte sich eine Bereitschaft zum Helfen und zum persönlichen Engagement für die Länder des Südens, wie es sie nie zuvor gegeben hatte. Das hat auch die Mission neidlos zu begrüßen, obwohl damit eine folgenreiche Schwerpunktverlagerung vom „Zeugnis“ auf „Dienst“ einher ging.

Das Miteinander und Ineinander von Zeugnis und Dienst, von Verkündigung in Wort und Tat, von Missionsauftrag und Liebesgebot ist ein Grundelement der biblischen Tradition. Faktisch hat es auch in der Mission immer diese Komplementarität gegeben. Allerdings hat es in ihr auch immer eine verhängnisvolle Diskussion um das Proprium der Mission gegeben. Gegen das biblische Zeugnis und gegen alle Erfahrungen in den Missionsgebieten wurde immer wieder die Priorität der Wortverkündigung gegenüber der Tatverkündigung postuliert. Die Mission hat sich damit einen Bärendienst erwiesen. Sie hat selbst und zu ihrem eigenen Schaden die leidige Diskussion um „Heil“ und „Wohl“ provoziert. Die Folgen waren tiefgreifend. Sie führten zum Bruch zwischen „evangelikaler“ und „ökumenischer“ Missionsbewegung und zur Distanzierung breiter kirchlicher Kreise gegenüber der Mission.

Die weitere Entwicklung ist bekannt. Obwohl es Anfang der 70er Jahre namhafte Stimmen gab, die leidenschaftlich für eine „organisatorische Zusammenfassung“ (G. Linnenbrink) von Mission, ökumenischer Diakonie und kirchlichen Entwicklungsaktivitäten plädierten, scheiterten im Rahmen der Grundordnungsdebatte der EKD alle Versuche, ein gemeinsames Werk für Mission, ökumenische Diakonie und Entwicklung zu etablieren. Statt dessen blieb es bei der Arbeitsgemeinschaft Kirchlicher Entwicklungsdienst (AGKED), der das EMW bei seiner Gründung in Nachfolge der EAGWM beitrug. Heute gibt es, wie wir wissen, die Lösung, die damals manche mit allen Mitteln vermeiden wollten, nämlich ein eigenes Entwicklungswerk ohne Beteiligung der Mission und der ökumenischen Diakonie.

„Die Krise der Weltmission – eine Krise zum Tode oder eine Krise zum Leben?“

Unter diesem Titel legte der Exekutivsekretär des DEMR, Gerhard Hoffmann, seinen Jahresbericht 1970 vor (Jahrbuch Ev. Mission 1971, S. 19 ff). Auch er diagnostizierte eine tiefe und akute Identitätskrise der Mission, deren Ursachen er vor allem in einer wachsenden Kluft zwischen theologischer Begründung und Zielsetzung der Mission einerseits und praktischem Missionsvollzug andererseits sah.

Als Illustration wählte er einleitend folgendes Beispiel: Der damalige Bundeskanzler Konrad Adenauer kündigte erstmalig im Herbst 1960 die Absicht der Bundesregierung an, den Kirchen und Missionsgesellschaften staatliche Gelder für Entwicklungshilfe zur Verfügung zu stellen. Darauf fasste der DEMR am 4. Februar 1961 folgenden Beschluss: „Der DEMR ist der festen Überzeugung, dass die Entwicklungshilfe – unbeschadet der Initiative privater Gruppen – grundsätzlich von Staat zu Staat gegeben werden muss. Die nach evangelischem Verständnis notwendige Eigenständigkeit der Staaten, die Hilfe gewähren oder empfangen, sowie die Eigenständigkeit der Kirchen und Missionen schließen aus, dass staatliche Gelder der Entwicklungshilfe durch Kirchen oder Missionen verteilt werden.“ Im Folgenden weist G. Hoffmann dann anhand genauen Zahlenmaterials nach, dass in dem Zeitraum von 1962-67 rund 25 Prozent aller Projekte der Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe (EZE) – d.h. 160 Millionen Mark – „zweifelsfrei in Verbindung mit deutschen Missionsgesellschaften durchgeführt worden sind.“

Deutlicher kann man die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Selbstverständnis und praktischem Handeln nicht machen. G. Hoffmann will nicht darüber urteilen, „ob der Beschluss des DEMR falsch war oder ob die Missionsgesellschaften falsch gehandelt haben“, aber mit Recht weist er darauf hin, dass eine solche Kluft zwischen Theorie und Praxis in eine Krise führen muss.

Ich komme damit zu meiner zweiten These, die besagt, dass es in der Nachkriegszeit zu einer missionstheologischen Neuorientierung gekommen ist, die die Mission aus ihrer selbstverschuldeten Widersprüchlichkeit befreien könnte. Die Tatsache, dass das bis heute nur teilweise gelungen ist, liegt m.E. weniger an den neu gewonnenen Einsichten als an der fehlenden Bereitschaft oder Kraft, sie konsequent in der Praxis zu erproben.

Konstantinische Wende im Missionsverständnis

Gegen alle Versuchungen und Versuche der für die praktische Missionsarbeit Verantwortlichen, an alte Zeiten anzuknüpfen, war eine fundamentale Neubesinnung der Mission nicht aufzuhalten. „Wollen wir ... zurück finden zu einem Verständnis von Mission und zu einer Begründung, die auch vor der veränderten Lage standhält“, so schrieb Walter Freytag 1950, „dann müssen wir weit zurück hinter Konstantin, zurück zu den Quellen.“ (Reden und Aufsätze II, S. 212). Dieses Zitat hat mich zu der zugegeben vollmundigen Formulierung von der „konstantinischen Wende“ veranlasst.

Worin bestand die Wende? Vielleicht lässt es sich am kürzesten so sagen: in der Einsicht, dass Mission mehr ist als das, was Menschen in der Mission tun. Mission ist Teilhabe an Gottes Mission, Nachvollzug von Gottes Handeln in der Welt.

Es mag überraschen, dass das neu sein soll. Wussten etwa frühere Missionsleute nicht, in wessen Auftrag sie handelten? Natürlich wussten sie es, und wahrscheinlich war ihr Gottvertrauen größer als unseres. Natürlich redeten sie auch von dem „Blut, das Sünder selig macht“ oder vom Reich Gottes, aber in welcher missionstheologischen Variante auch immer, letztlich war das Reich Gottes die Summe der Bekehrten, der in der Kirche Gesammelten, der durch menschliche Missionsanstrengungen Erreichten. Nein, Mission ist mehr als alle unsere „Sendungsveranstaltungen“. Gott selbst ist das Subjekt der Mission und nicht die Kirche. Das war die schlichte und zugleich grundstürzende Einsicht, die die jahrhundertalte „konstantinische Ära“ der Mission beendete.

Werner Gensichen spricht von der „Entschränkung“ des Missionsverständnisses. Die Mission wird wieder hinein gestellt in die Weite von Gottes Handeln. Sie wird aus individualistischer und ekklesiozentrischer Engführung befreit. Auch die Grenzen eines *Corpus Christianum* oder das Ideal einer christlichen Kultur sind zu eng für Gottes Mission. Der Adressat und Ort seiner Mission ist die ganze bewohnte Erde, die ganze Menschheit, der ganze Kosmos. Gott lässt sich nicht im Binnenraum der Kirche einsperren. Es geht um die Versöhnung der Welt mit Gott, um die neue Schöpfung. Es gibt wieder Luft zum Atmen.

Diese Ausweitung der missionstheologischen Perspektive in der ökumenischen Diskussion der Nachkriegszeit ist keineswegs selbstverständlich. Man hätte sich angesichts der erschütternden geschichtlichen Erfahrungen auch eine ganz andere Reaktion vorstellen können, nämlich einen Rückzug aus dieser Geschichte des Scheiterns, eine Abkehr von dieser Welt des Krieges und der Gewalt. Man wird diese bemerkenswerte theologische Wende im ökumenischen Missionsverständnis schwerlich mit einem liberalen christlichen Geschichtsoptimismus erklären können. Der war in den Schrecken des Krieges, der von einer „christlichen“ Nation verursacht war, gründlich zerbrochen. Die Theologie der *missio dei* ist vielmehr aus einer neuen Konzentration auf die Christologie erwachsen.

Das lässt sich zum Beispiel an einer neuen Interpretation des „Missionsbefehls“ in Matthäus 28 verdeutlichen: Jetzt stehen nicht mehr die Imperative des „machtet zu Jüngern, taufet und lehret“ im Vordergrund, sondern die indikativischen Aussagen des auferstandenen Christus: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Die Begründung der Mission liegt nun nicht mehr im Gehorsam gegenüber einem Auftrag, den der sich angeblich zurückziehende Christus seinen Jüngern überlässt. Die Begründung liegt vielmehr in der Verheißung und Zusage, dass der auferstandene Christus in die „universale Weltherrschaft“ eingesetzt ist (Manfred Linz, *Anwalt der Welt*, S. 196 ff). Matthäus 28 ist kein Testament, sondern Einladung in die Nachfolge, Einladung, an dem Erlösungswerk Gottes teilzuhaben.

Und noch eine wichtige Erkenntnis aus damaliger Zeit: Die „Aufrichtung und Ausübung der Herr-

schaft Christi“ (ebd., S. 210) geschieht in der Welt, nicht nur in der Kirche. Natürlich ist hier Herrschaft nicht imperialistisch und triumphalistisch verstanden. Die Herrschaft Christi ist die des Knechtes, „der litt bis zum Tod am Kreuz ... und dessen Kennzeichen Niedrigkeit und Leiden sind“ (W. Freytag, *Mission in der gegenwärtigen Weltstunde*, S. 57). Sie gilt der ganzen Welt, dem Politischen und Sozialen ebenso wie dem Individuellen und Spirituellen. Wer hier etwas ausgrenzt, wird der Universalität des Heils nicht gerecht. Weil das Heilshandeln Gottes alle Lebensbereiche umfasst, geht es auch in der Mission um nicht weniger als um den ganzen Bereich geschichtlichen Lebens, ob uns das passt oder nicht. Das haben die Missions-theologen und -theologinnen der Nachkriegszeit erkannt und es in ihrer *missio dei* Theologie entfaltet, und das hat ihnen ermöglicht, sich vom Trauma der geschichtlichen Katastrophen zu befreien. Eine solche welt- und geschichtsbezogene Theologie weist der Mission den Weg von einer „Krise zum Tode“ hin zu einer „Krise zum Leben“.

Das EMW – Anerkennung und selbstkritische Anfragen

Das EMW hat sich von Anfang an dem neuen ökumenischen Missionsverständnis verpflichtet gefühlt. Es hat diese Theologie nicht nur in ihren Grundaussagen rezipiert, sondern sie in ihren späteren Ausformungen auch aktiv mit gestaltet. Das EMW wurde damit zu einem anerkannten und wichtigen Gesprächspartner in der Ökumene, nicht nur in Genf beim Ökumenischen Rat und Lutherischen Weltbund, sondern auch bei nationalen und regionalen Kirchen- und Christenräten und für zahlreiche Projektpartner. Auch in der Vermittlung des neuen Missionsverständnisses in die deutsche Öffentlichkeit hinein hat das EMW Hervorragendes geleistet. Ohne die Publikationen aus dem Hamburger Mittel- und Normannenweg wäre mancher ökumenischer Lernprozess in Deutschland nicht in Gang gekommen oder schnell versandet.

Die Kirchen in Deutschland haben dem EMW viel zu danken. Es hat sich zu einer tragfähigen Brücke in die Ökumene entwickelt, auf der reger Verkehr in beide Richtungen herrscht. Der Dank

dafür von höherer Stelle blieb meistens bescheiden, aus den Gemeinden und von der ökumenisch interessierten Basis war er um so größer. Das sollte die Verantwortlichen im EMW nicht irritieren. Es gibt genug zu feiern. Der wichtigste Grund ist, dass diese Brücke überhaupt steht, denn der Boden auf dem sie gebaut werden musste, war weich, und von Anfang an war sie mit einigen Konstruktionsfehlern belastet.

Der Boden, auf dem das EMW entstand, war durch den Bruch zwischen „evangelikaler“ und „ökumenischer“ Missionsbewegung erschüttert. Es ist wichtig, daran zu erinnern, dass dieser Bruch sich schon vor dem Entstehen des EMW organisatorisch verfestigt hatte. Die „Glaubensmissionen“ hatten die regionale Integration von Kirche und Mission in Deutschland nicht mitgemacht und sich Anfang der 70er Jahre weitgehend aus dem DEMENT zurück gezogen. Als Dachverband umfasste das EMW demnach nur einen Teil der westdeutschen Missionsorganisationen.

Die Verselbständigung der evangelikal orientierten Missionen in einem eigenen Dachverband hatte auch eine Schwächung des freikirchlichen Elements in der EMW-Mitgliedschaft zur Folge. Damit wurde das Ungleichgewicht zwischen der die Landeskirchen repräsentierenden EKD und den Freikirchen noch verstärkt. So ökumenisch das EMW auch sein wollte, so wies seine Konstruktion von Anfang an erhebliche ökumenische Mängel auf.

Zu den Konstruktionsfehlern zähle ich auch die Entscheidung, nicht die Gliedkirchen der EKD als Einzelmitglieder des EMW einzuladen. Man hätte hier an die Tradition des DEMENT anknüpfen können, in dem zum Beispiel die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck und die Evangelisch-lutherische Kirche in Oldenburg ordentliche Mitglieder waren. Es ist zu vermuten, dass eine direkte Mitgliedschaft der Landeskirchen im EMW eine andere Dynamik entfaltet und manche Mandatsdebatte mit der EKD unnötig gemacht hätte. Die Frage, wie weit die regionalen Missionswerke es zu ihrer Aufgabe gemacht haben, die Verbindung zwischen ihren deutschen Trägerkirchen und dem EMW zu fördern und zu pflegen, ist von Werk zu Werk unterschiedlich zu beantworten. Aus eigener Erfahrung neige ich zu der nüchternen Bilanz, dass uns das Hemd näher ist als der Rock. Meistens wa-

ren uns die Interessen des eigenen Werkes wichtiger als die des EMW.

Ich möchte darauf noch einmal unter einem anderen Aspekt zu sprechen kommen. Es gehört m.E. in den größeren Zusammenhang des Verhältnisses der Geschäftsstelle zu den Mitgliedern des EMW. Bevor ich mich dem zuwende, frage ich aber zunächst nach dem **Selbstverständnis des EMW**.

Klaus Schäfer weist in den Schlussbemerkungen seines Berichts auf Horst Becker und seine Erwartungen an das EMW hin. Dabei bezieht er sich auf einen Brief des früheren Direktors des Missionswerkes der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern vom 1. Juli 1985. Abgesehen von einigen Protokollen über Gespräche zwischen dem Rat der EKD und dem Vorstand des EMW und manchen Äußerungen aus dem EKD-Kirchenamt ist dieses Schreiben von Horst Becker meines Wissens die einzige dezidierte Stellungnahme zum Selbstverständnis des EMW aus dem Bereich der Mitglieder des EMW.

Es gibt offensichtlich kein Bedürfnis im EMW, seine Rolle und seine Funktionen genauer zu bestimmen. Horst Becker nennt fünf Stichworte: Dachverband, Clearing-Stelle, Motivator, Sprecher der Mitglieder, Seismograph. Sie signalisieren durchaus unterschiedliche Akzente, aber es gibt keinen Konsens, was prioritär und sekundär ist. Das Selbstverständnis des EMW ist nicht klar. Weder die Mitglieder und Vereinbarungspartner noch die Geschäftsstelle haben diese Klärung vorangetrieben. Woran liegt das? Gab es immer Wichtigeres und Aktuelleres oder haben wir keine genauere Festlegung gewollt, weil sie die Spielräume für eigene Erwartungen und Prioritäten eingegrenzt hätte?

Ich halte diesen fehlenden Konsens über die primären Aufgaben des EMW rückblickend für eine Schwäche des EMW. Es hat die kirchenpolitische Diskussion über das Mandat des EMW erschwert, es hat die inhaltliche Profilierung des EMW weniger von einem langfristigen Rahmenplan als von aktuellen Erfordernissen bestimmen lassen, und es hat Entscheidungen über Sparmaßnahmen stärker an pragmatischen als an strategischen Gesichtspunkten orientiert. Hinzu kommt ein erhebliches Konfliktpotential zwischen Mitgliedern und Geschäftsstelle. Je weniger die Ziele und Aufgaben

miteinander abgestimmt sind, desto größer ist die Gefahr, dass die Arbeit der Geschäftsstelle und die Erwartungen der Mitglieder auseinander klaffen.

Ich möchte dieses potentiell spannungsvolle **Verhältnis zwischen Geschäftsstelle und Mitgliedern** (natürlich sind auch immer die Vereinbarungspartner mit gemeint) damit verdeutlichen, was ich für die größte Stärke der EMW-Geschäftsstelle halte, nämlich ihre Rolle als Vermittlerin und Interpretin dessen, was in der Ökumene missions-theologisch gedacht und geplant wird. Da sie selbst an diesem Reflexionsprozess beteiligt ist, sehe ich sie hier in der Rolle einer Vordenkerin.

Es lässt sich aber an vielen Beispielen belegen, dass in der Geschichte des EMW genau diese Rolle der Geschäftsstelle bei gewichtigen Mitgliedern des EMW unerwünscht war. Exemplarisch zeigte sich das auf der EKD-Synode in Garmisch-Partenkirchen. Aber auch aus manchen Reaktionen der regionalen Missionswerke lässt sich ablesen, dass die missionstheologischen Positionen der Geschäftsstelle keinesfalls überall begrüßt wurden. Horst Becker beschreibt die Aufgaben der Geschäftsstelle in dem genannten Schreiben mit den Verben: „beobachten, bündeln, komplementär arbeiten, werben, seine Mitglieder ermutigen.“ Von „vordenken“ ist hier nicht die Rede. Im Gegenteil. Dort heißt es:

Allergisch reagiert das MWB, wenn

- *das EMW seine Mitglieder für eigene oder partielle Interessen zu ‚vereinnahmen‘ versucht: Wir bitten, dass in dieser Hinsicht von den EMW-Stabsmitgliedern besondere Sorgfalt geübt wird.*
- *theologisch ‚vorgedacht‘ werden soll: Wir bitten, das MWB in die Denkprozesse stärker einzubeziehen und theologische Aussagen aus unserem Bereich erkennbarer zu berücksichtigen.*

Als Antwort auf das Schreiben von Horst Becker hat die EMW-Geschäftsstelle ein „Memorandum“ verfasst und wohl auch an alle Mitglieder verschickt. Von einer weiter gehenden Diskussion zum Selbstverständnis des EMW ist mir nichts bekannt.

An diesem Memorandum fällt auf, wie stark es die Rolle des EMW als „Dachverband“ betont. Ich

habe hier meine Anfragen. Hier gehen m.E. Wunsch und Wirklichkeit auseinander. Gewiss, die EMW-Geschäftsstelle bietet den Mitgliedern eine Reihe von wichtigen Service-Leistungen an. Ich brauche sie nicht aufzuzählen. Aber was verbindet die Geschäftsstelle und die Mitglieder jenseits dieser Dienstleistungen?

Sicherlich können das die Freikirchen am besten beantworten. Für sie ist das EMW ein wichtiger ökumenischer Verbund. Für die EKD ist das von geringerer Bedeutung. Sie hätte lieber eine eigene Missionsabteilung in ihrem Kirchenamt. Bleiben die regionalen Missionswerke und kleineren Missionsorganisationen. Natürlich gibt es hier enge und zahlreiche Beziehungen, aber wie sehr brauchen sie einander in den täglichen Arbeitsbezügen? Beide, EMW-Geschäftsstelle und regionale Missionswerke, haben ihre eigenen Partner, ihre eigenen ökumenischen Beziehungen, ihre eigenen Publikationen, ihre eigenen Themen. Sichtbar wird das zum Beispiel am EMW-Jahresbericht. Ist das der Bericht eines Dachverbands? Spiegelt er die Arbeit seiner Mitglieder wider, so wie das bei den Jahresberichten des DEMA der Fall war?

Die regionalen Missionswerke und die Geschäftsstelle des EMW führen ein größeres Eigenleben, als uns das als EMW recht sein kann. Wenn hier von Versäumnissen die Rede sein soll, so sehe ich sie eher auf seiten der Missionswerke als bei der Geschäftsstelle. Die Missionswerke haben nur zögerlich die neue Missionstheologie rezipiert. Sie passte nicht in die Wiederaufbauphase der Nachkriegszeit. Für den Neubeginn in den früheren Missionsgebieten mussten die alten Freundeskreise der Mission mobilisiert werden, und denen waren die neuen Realitäten und die theologische Wende nur zum Teil zuzumuten, so meinten viele Verantwortliche in den Missionsgesellschaften. Ein Wandel des Denkens setzte erst mit den Integrationsverhandlungen ein und mit der damit einher gehenden neuen finanziellen Basis der Missionen. Zur Zeit der Gründung des EMW lebte noch viel von dem traditionellen Missionsdenken fort. Die Ungleichzeitigkeit im Verständnis der Mission wurde zu einem Problem zwischen Mitgliedern und Geschäftsstelle.

Aber wahrscheinlich liegt das Problem noch tiefer. Es liegt m.E. in der schon angesprochenen Kluft von theologischer Reflexion und missionari-

scher Praxis. Die am Schreibtisch erarbeitete Analyse der Situation und die daraus abgeleitete theologische Systematik ist die eine Sache, die Erfordernisse und Zwänge der praktischen Missionsarbeit die andere. Beide haben ihre Berechtigung, aber sie werden zum Problem, wenn sie unreflektiert und unvermittelt neben einander stehen.

Nehmen wir nochmals das Beispiel der theologisch durchaus berechtigten Erklärung des DEMR von 1961, keine staatlichen Gelder anzunehmen und dem Faktum, dass die Missionsgesellschaften tatsächlich große Summen an EZE-Mitteln in Anspruch genommen haben. Es kann durchaus Ausdruck einer besseren Einsicht in der praktischen Arbeit und auch Konsequenz des Glaubensgehorsams sein, solche Finanzen zu nutzen, um die Not in den Missionsgebieten oder Partnerkirchen zu lindern. Der Theologie kommt nicht automatisch die Priorität zu, wie Jesus vielfach gezeigt hat. So kann auch in der Mission die Distanz von Theorie und Praxis nicht dadurch überwunden werden, dass die missionstheologischen Einsichten einfach in die Praxis übertragen werden.

Die Lösung kann nur darin bestehen, dass sie sich gegenseitig befruchten, das heißt, dass die Missionstheologie soweit wie möglich die Erfordernisse der praktischen Mission zu reflektieren hat und dass die Verantwortlichen in der Mission gewissenhaft zu prüfen haben, wie weit missionstheologische Einsichten in der praktischen Arbeit aufgenommen werden können. Das setzt aber eine enge Verzahnung beider Bereiche voraus, und das sehe ich im EMW nur als partiell gegeben an.

Ich komme zum Schluss und fasse noch einmal das Gesagte unter dem Stichwort der **Stärken und Schwächen des EMW** zusammen.

Die EMW-Geschäftsstelle war immer stark in der Theorie, aber sie war nicht beharrlich in der Durchsetzung ihrer Überzeugungen. Es gibt nur wenige kirchliche Einrichtungen, wo so sensibel wie in der EMW-Geschäftsstelle neue ökumenisch-missionarische Entwicklungen und Einsichten registriert, beobachtet, reflektiert und vermittelt werden. Sie hat immer neue Themen entdeckt und in die Diskussion eingeführt. Sie hat wichtige Weichenstellungen vorbereitet, neue Themen- und Aufgabenbereiche erschlossen und ökumenische Impulse weiter gegeben, die sich als „zukunfts-

hig“ erwiesen haben. Kurz: Die EMW-Geschäftsstelle ist innovativ.

Die Kehrseite dieser Innovationsfreude ist ein Mangel an Ausdauer. Es gibt nicht das eine oder die zwei/drei Themen, die das Profil des EMW prägen. Das Markenzeichen der EMW-Geschäftsstelle ist vielmehr, dass man dort das jeweils „ökumenisch Neueste“ erfährt. Das mag als Identifikationsmerkmal genügen. Die Rolle, Impulsgeber und Vordenker zu sein, ist nicht gering zu schätzen, aber im kirchenpolitischen Umfeld kann man sich damit schwerlich behaupten. Ich nenne zwei Beispiele.

Die wichtigen Anregungen zu einer „Theologie der Armen“ stammen aus dem Bereich der Mission. Sie sind im Umfeld der Weltmissionskonferenz in Melbourne 1980 entstanden. Das EMW war dort prominent vertreten und hat den Berichtsband der Konferenz herausgegeben. Die Ergebnisse dieser Diskussion waren auch von großer Relevanz für die Entwicklungsthematik. Das wurde schnell erkannt, aber dem EMW ist es nicht gelungen, es als „sein“ Thema in die entwicklungsbezogene Debatte einzubringen. Es wurde von anderen besetzt und – vom Missionarischen weitgehend entkleidet – von den Entwicklungsagenturen adoptiert. Das EMW hat sich damit begnügt, dass einige Anstöße von Melbourne aufgenommen wurden. An dem langen Atem, sie auch in ihrer missionarischen Dimension – das Thema der Konferenz lautete: Dein Reich komme! – zu entfalten, hat es m.E. im EMW gefehlt.

Ein anderes Beispiel: Das EMW war eines der ersten Werke, das sich nach der politischen Wende 1989 mit der Frage nach dem „christlichen Zeugnis in Osteuropa und Zentralasien“ beschäftigt hat. Diesem Thema war eine eigene Mitgliederversammlung gewidmet. Der thematische Teil des Jahresberichts wurde ins Englische und Französische übersetzt. Als es aber um praktische Konsequenzen ging, hielt sich das EMW – die meisten Mitglieder und die Geschäftsstelle – zurück. Es überließ anderen das Feld. Im nächsten Jahr war ein neues Thema dran.

Ich halte diese thematische Kurzatmigkeit für eine Schwäche des EMW. Das Beispiel „Südafrika“, das über einen längeren Zeitraum von mehreren Referaten in der EMW-Geschäftsstelle und in enger Kooperation mit einigen Mitgliedern zum

zentralen Thema gemacht wurde, zeigt, dass sich ein langfristiges Engagement in einer Sache lohnt.

Dieses Beispiel hat auch deutlich gemacht, dass eine größere Öffentlichkeitswirkung erzielt werden kann, wenn Geschäftsstelle und Mitglieder des EMW dasselbe Thema aufgreifen. Ich halte es für lohnenswert, nach solchen gemeinsamen Themen zu suchen. Das wird sicherlich bedeuten, dass sich die Geschäftsstelle verstärkt den Alltagsproblemen der Mitglieder zuwenden muss. Es gibt hier m.E. genug Themen, die theologisch und strategisch aufzuarbeiten sind, in unserer eigenen Kirche ebenso wie in unseren Beziehungen zu den Partnerkirchen. Ich denke hier an den ganzen Bereich der unvollendeten Integration von Kirche und Mission, der missionarischen Erneuerung unserer Kirche und der Zusammenarbeit mit anderen missionarischen und gemeindebezogenen Diensten. Ich meine auch nicht, dass wir im EMW die Erfahrungen der DDR-Kirchen hinreichend aufgearbeitet haben.

Auch für die konkrete Gestaltung unserer Partnerbeziehungen brauchen wir die kritische Begleitung der EMW-Geschäftsstelle. Sie muss sich die Ratlosigkeit und Not der Mitglieder zu eigen machen, nach neuen Formen gleichberechtigter und gleichverpflichtender Beziehungen zu suchen. Sie darf sich nicht zu schade sein, die theologischen Einsichten bis in die Alltagspraxis durchzubuchstabieren. Letztlich geht es um die Konsequenzen der *missio dei* für die *missio hominum*. Das ist der Wirklichkeitsbezug unseres gemeinsamen Auftrags, und in dieser Gemeinsamkeit liegt die tragfähige Basis für eine verbindliche Gemeinschaft im EMW.

Es gibt noch manche anderen Aspekte, die es wert wären, genauer beleuchtet zu werden, zum Beispiel unser zukünftiges Verhältnis zum Evangelischen Entwicklungsdienst (EED). Ich will Ihnen das ersparen. Ich verhehle aber nicht meine Sorge, dass die organisatorische Trennung von Mission und Entwicklung zum Schaden beider sein wird. Für uns als EMW bringt das eine grundsätzliche Anfrage an unser bisheriges Missionsverständnis mit sich, und für das Entwicklungswerk birgt es die Gefahr, sich noch stärker aus dem Konsens der theologischen Einheit von Zeugnis und Dienst zu lösen. Ich teile die Ausführungen von Klaus Schäfer, die er unter der Überschrift „Missionarische Herausforderungen von Morgen“ benennt, will mir aber nicht die Bemerkung verkneifen, dass wir in einem gemeinsamen Werk besser für diese Herausforderungen gewappnet wären als in einem getrennten EED und EMW.

Ich schließe mit drei Wünschen zur Zukunft unseres EMW:

1. Ich wünsche mir, dass das EMW weiterhin seinen wichtigen Dienst als Vordenker und Vermittler ökumenisch-missionarischer Einsichten leistet.
2. Ich wünsche mir, dass wir als EMW unsere Überzeugungen einfallreicher in die Praxis umsetzen und sie mutiger in der Öffentlichkeit vertreten.
3. Ich wünsche mir, dass wir uns nicht so sehr von institutionellen Eigeninteressen, sondern mehr von unserem Auftrag leiten lassen.

Zur Zukunft der ökumenischen Mission

– Anmerkungen eines Religionswissenschaftlers –

Prof. Dr. Theo Sundermeier

In einer Vorbemerkung dankt Prof. Sundermeier als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft (DGMW) dem EMW dafür, dass es viele Jahre lang unter der Leitung von Dr. Wietzke und dann Dr. Schäfer für die Geschäftsführung der International Association for Mission Studies (IAMS) Zeit und Bürokräfte zur Verfügung gestellt hat. Unter beider Leitung seien Standards gesetzt worden, an denen sich die internationale Missionswissenschaft nun messen lassen müsse. Er fordert das EMW und seine Mitglieder dazu auf, zu ihrer Aufgabe zu stehen und „auch weiterhin dazu beizutragen, dass der Begriff Mission seine Würde wiederbekommt“.

Missionarische Religionen unterscheiden sich von den tribalistischen darin, dass letztere kein Interesse an Menschen haben, die nicht zum eigenen Stamm und eigenen Volk gehört. Vielfach wird ihnen sogar das Menschsein abgesprochen. Einen Wahrheitsanspruch vertreten diese Religionen nicht und sind deshalb unmissionarisch. Die Weltreligionen dagegen vertreten einen Wahrheitsanspruch, der sie notwendigerweise zur Mission verpflichtet. Freiwillig auf Mission zu verzichten, heißt, auf die Wahrheit des eigenen Glaubens zu verzichten, die für alle Menschen gültig ist.

Mission ist tolerant oder sie ist nicht Mission. Die missionarischen Religionen dürfen sich von den Extremisten (Bin Laden) nicht definieren lassen.

(1)

Das Wort Mission hat den schlechten Beigeschmack, den der Begriff oftmals hat, nicht verdient, denn Mission steht für Freiheit. Dieser Satz mag überraschen. Doch der Beweis ist leicht zu führen: In diktatorischen Staaten, unter kommunistischen Regimen, in Staaten mit fundamentalistisch religiöser Herrschaft ist Mission nicht geduldet.

Mission dient der Freiheit. Sie steht für die Freiheit der Religion, sich wie auch immer eine Gestalt zu geben. Sie spricht den Menschen ihre Würde zu, sie erachtet alle Menschen in gleicher Weise würdig, das ewige Heil zu erlangen.

Mission ist nicht nur ein Merkmal des Christentums, sondern auch des Buddhismus und des Islam. Alle drei Religionen haben zur Voraussetzung, dass alle Menschen das gleiche Ziel haben: das ewige Heil, das ihnen als Menschen zugedacht ist.

(2)

Die Aufgabe des EMW ist nicht, das Problemfeld „Globalisierung“ zu bearbeiten, dazu reicht seine Kraft nicht, sondern es muss den durch die Globalisierung verursachten Verunsicherungen entgegenwirken, es muss dazu beitragen, dass Christen ihre Identität neu finden und ihrer gewiss werden. Dazu gehören drei Aspekte:

1. Als Menschen haben wir unser Zentrum nicht in uns selbst. Das meint der Begriff „Exzentrizität“, wie er in der philosophischen Anthropologie gebraucht wird. Wir leben als solche, die ihr Leben verdanken, und laden andere dazu ein, diese Wahrheit zu begreifen.
2. Unsere Identität ist zugleich Relationalität in der Doppelbeziehung zwischen Gott und dem Anderen. Das fordert dazu heraus, sich von dem Anderen nicht negativ (wie z.B. über die Haut-

farbe und durch soziale Grenzen) abzusetzen. Wir müssen uns jedoch auch davor hüten, den Anderen inklusiv zu vereinnahmen, vielmehr ist das Verhältnis zum Anderen als „osmotisch“ zu beschreiben. Wir werden durchlässig, von dem Anderen zu lernen, und sind bereit, ihm zu helfen. Jeder Dialog stellt die Frage nach der Identität der Teilnehmenden. Der Dialog ersetzt nicht die Mission, noch ist er nur eine Vorstufe zur Mission. Er hat ein eigenes Gewicht, ist notwendig, doch darf er nicht die Freiheit zum Bekenntnis und zur Mission in Frage stellen.

3. Christliche Identität wird durch die Eschatologie bestimmt. Wir brauchen uns vor der Zukunft nicht zu fürchten. Sie ist von Hoffnung und vom Geist bestimmt, der uns verheißt. Wir haben eine Zukunft, von der her sich Mission neu bestimmen lässt. Identitäten sind nicht statisch und müssen es nicht sein: „Nur wer sich wandelt, bleibt sich treu.“

(3)

Die Mission soll zum Fest einladen und Feste zum zentralen Ausgangspunkt der Begegnungen machen. Sie wird darin den Glaubenden, die im Glauben schwach geworden sind, neuen Mut machen. Dabei ist es wichtig, dass Christen sich nicht in der Begegnung mit Menschen anderen Glaubens zurücknehmen, gar ihren Glauben minimalisieren.

Freiheit, Mission und Toleranz gehen Hand in Hand, denn in der Mission gibt es kein Missionsobjekt, sondern es werden Menschen angesprochen, ja oder nein zu sagen. Es war der Fehler der Mission in früheren Zeiten, von „Missionsobjekten“ zu sprechen. Damit wurde dem Anderen die Freiheit abgesprochen, selbst darüber zu entscheiden, sich dem neuen Glauben anzuschließen oder nicht. Mission ist nicht und darf niemals als Herrschaftsinstrument missbraucht werden.

Es war der Fehler der Missionstheologie vergangener Zeiten, Matthäus 28, den sog. Missionsbe-

fehl, aus dem Gesamt-Evangelium zu isolieren und als Inthronisationstext eines Herrschers zu interpretieren. Das ist falsch. Angemessener ist es, Matthäus 28 im Kontext des höchst vielschichtigen Matthäusevangeliums und im Licht des sog. „Heilandsrufes“ (Mt. 11,27ff.) auszulegen, der in Matthäus 28 wieder aufgenommen wird. Dadurch wird deutlich, dass Jesus keine Weltherrschaft im Sinne weltlicher Herrschaft beansprucht, sondern dazu einlädt, sein Joch auf sich zu nehmen und von ihm zu lernen, sanftmütig und demütig zu sein. Der eigentliche Missions-„Befehl“ steht in Matthäus 5: Den Jüngern wird das missionarische Sein zugesprochen: Sie sind Licht, das leuchtet, sie sind Salz, das sich verteilt und entäußert. Mit anderen Worten, die Kirche hat nicht eine Mission, sondern sie ist Mission.

(4)

In seinen Aussendungsreden betraut Jesus die Jünger mit einer doppelten Aufgabe:

- zu predigen und
- zu heilen.

Wort und Tat sind nicht auseinander zu reißen, sondern immer auf einander bezogen.

Eine Kirche, die sich von der Mission verabschiedet, die ihr Licht unter den Scheffel stellt und nicht bereit ist, als Salz sich in der Welt zu verteilen, hat ihre Aufgabe verfehlt. Eine missionarische Existenz der Kirche lockt andere Menschen an (das Licht wirkt zentripetal) und verteilt sich, überschreitet Grenzen zu anderen Völkern und anderen Religionen hin. (Das Salz muss ausgestreut werden. Das Bildwort unterstreicht den zentrifugalen Aspekt der Mission.) Von diesen Texten her ist nicht nachvollziehbar, dass Volksmission und Weltmission auseinander gerissen wurden.

Das Ziel der Mission ist nicht das numerische Wachstum der Kirche (church growth), sondern dass wir einander zum Diener Jesu Christi werden.

Mission bewegt – Wie stelle ich mir Mission vor?

Verständnis und Zukunft der Mission – eine persönliche Sicht

Statement von Dr. Brigitta Larsson

Was mich ganz persönlich betrifft: ich bin in der Mission aufgewachsen. Elf Jahre habe ich als Missionarin in Tansania gelebt, war in der Leitung der Mission der Kirche von Schweden tätig, wurde dann aufgrund der Frauenquote in der schwedischen Delegation Mitglied des Zentralausschusses des ÖRK und schließlich Mitglied der Kommission für Weltmission und Evangelisation. Meine Dissertation habe ich über Frauen und Mission in Tansania geschrieben. Und jetzt kröne ich mein Arbeitsleben als Professorin am Lutheran Theological Seminary in Hongkong, wo ich unter anderem Mission lehre. Habe ich noch irgendeine Vision? Kann ich mir noch irgendetwas Neues vorstellen, was wir oder Sie noch nicht versucht haben?

Ich habe den Bericht „25 Jahre Evangelisches Missionswerk“ gelesen und bin tief beeindruckt. Sie haben sich von den verschiedenen missionarischen Richtungen inspirieren lassen und haben sie aufgenommen. Sie waren stets gut informiert über die Hauptgedankengänge der Weltmissionskonferenzen, und Sie haben versucht, den Mitgliedern die verschiedenen Auffassungen zu vermitteln. Gott sei gedankt für alle diese guten Einsichten und alle gute Arbeit. Was gibt es da mehr zu sagen? Sie könnten wie der reiche Jüngling in Lukas 18 sagen: Wir kennen die Gebote, und wir haben sie 25 Jahre lang gehalten. Was sollen wir sonst noch tun?

Meine Vision kann nicht losgelöst sein von den Vorstellungen und Strukturen der Vergangenheit. Es sei denn, Sie hegen mir gegenüber die gleichen unrealistischen Erwartungen wie wir sie manchmal haben, wenn wir jemanden aus unseren Partnerkirchen im Süden einladen und völlig neue Erkenntnisse und Hilfe zur Lösung unserer Probleme er-

warten. Ich möchte vielmehr drei Aspekte hervorheben, die in unserer ökumenischen Missionsgeschichte bisher schon betont wurden, aber immer wieder betont werden müssen. Ich möchte über Mission zu Hause und im Ausland, Mission in Einheit und Mission im Dialog sprechen.

Mission im Inland und Ausland

Schon seit langem wird unser früheres Verständnis von Mission als einer Bewegung, die ausschließlich von Norden nach Süden ausgerichtet ist, in Frage gestellt. Die Missionskonferenz in Mexiko City (1963) hat den Ausdruck von „Mission in sechs Kontinenten“ geprägt, und der Missionsbegriff wurde radikal in dem Sinne erweitert, das er auch Mission in Europa umfasst. Dazu gehörten viele Aspekte z.B., dass die Grenze zwischen Kirche und Mission verschwinden sollte. Seitdem haben viele Kirchen an einer offiziellen Integration der „äußeren“ Mission in die kirchlichen Strukturen gearbeitet.

Doch dies ist mehr als ein Strukturproblem. Es hat mit dem Ruf zur Mission auch im eigenen Land, vor Ort zu tun. Die Kirche ist zu der einen, umfassenden Mission berufen. „Die Hauptverantwortung für die Mission liegt bei der Ortskirche“ (Salvador). Unser Engagement für die Mission in Übersee verliert an Glaubwürdigkeit, wenn wir nicht begreifen, dass es die gleiche Mission ist wie die in unserer Gemeinde oder Kirche daheim.

Wenn wir uns schämen, vor Ort Mission zu treiben oder Grenzen in neue Gruppen hinein zu überschreiten oder ungerechte Strukturen in unserer eigenen Gesellschaft in Frage zu stellen, dann müssen wir aufhören, es in Übersee zu tun. Ich habe mich immer geschämt, wenn Christen aus Hongkong oder Tansania, die Europa besucht haben, über leere Kirchen berichteten.

Ich möchte, dass Sie *Chris Hendricks kennen lernen*. Er stammt aus Südafrika und hat drei Jahre lang in einer Gemeinde in Nordschweden gearbeitet. Die Mission der Kirche von Schweden und diese Gemeinde hatten ihn im Rahmen des sogenannten Programms „Mission im Norden“ eingeladen. Die Gemeinde baute gerade eine neue Kirche in einem neuen Vorstadtgebiet und suchte Hilfe von jemandem, der es gewohnt war, in einem fremden Kontext Mission zu treiben. Sie bekamen Chris, und das war ein Erfolg. Warum? Was konnte er über den Lebensstil der reservierten oder zurückhaltenden Menschen der Wälder Nordschwedens wissen? Er stellte zunächst fest, dass sie Probleme mit ihrem Zeugnis von Jesus gegenüber anderen Menschen hatten. „Wenn Sie etwas über Ihren Glauben an Jesus sagen sollen, sehen Sie verschämt aus, und Ihre ganze Körpersprache verrät Unsicherheit.“ Ihm und dem Team, das er aufgebaut hatte, gelang es, eine Atmosphäre der einladenden Wärme und Offenheit für die Fragen und Nöte der Menschen zu schaffen. (Um dies zu tun, bedarf es natürlich keines Südafrikaners). Er veranstaltete keine Missions Kampagnen, sondern baute die Beziehungen, des Zuhörens und Teilens und des Engagements in der gesamten Gemeinschaft auf. Ist Ihnen schon einmal bewusst geworden, dass die am schnellsten wachsende Kirche in der Welt die Kirche in China ist, wo keine Kampagnen erlaubt sind, wo sich aber die einzelnen Christen auf einer ganz persönlichen Ebene eifrig darum bemühen, das Evangelium weiterzugeben, indem sie Freunde und Verwandte einladen, in die Kirche zu kommen oder ihnen erzählen, was sie gefunden haben? Es ist eine von-Mund-zu-Mund-Kampagne.

In einer kürzlich erarbeiteten Formulierung über die grundlegenden Aufgabe der Gemeinde in der Kirche von Schweden heißt es: „Die Gemeinde soll Gottesdienst feiern, Erziehungsarbeit leisten und Mission und Diakonie treiben.“ Es heißt nicht, Evangelisation im eigenen Land und Mission in Übersee, auch nicht Diakonie im eigenen Land und

sozialer Dienst in Übersee. Auf einer Missionskonferenz für Asien wurde kürzlich erklärt: „Ob eine Ortskirche sich in Gottesdienst oder Predigt oder Heilen, im Dienst und in Werken der Gerechtigkeit oder in Dialog, Versöhnung und Friedensarbeit engagiert, allemal wird das Reich Gottes verkündigt und gemehrt. Wichtig ist nur, dass alle diese Elemente zusammen gehalten werden.“ Ich würde sagen, nicht nur in der Ortskirche, sondern auch in einer Partnerschaft zwischen Ortskirchen, in Hamburg und Hongkong.

Mission in Einheit

Mein zweiter Punkt hat mit etwas Grundsätzlichem in der Mission zu tun, das auch in der Zukunft grundlegend sein wird. Wir betonen oft, dass die ökumenische Bewegung aus der Notwendigkeit der Einheit in der Mission erwachsen ist. Wir haben fast hundert Jahre gebraucht – seit Edinburgh 1910 –, um das Problem der Einheit in der Mission in den Griff zu bekommen. Das Evangelische Missionswerk ist ein gutes Ergebnis dieser Bemühungen, ist es doch in seiner Struktur ökumenisch und arbeitet oft mit ökumenischen Partnern zusammen. Doch es liegt noch ein langer Weg vor uns, und, statt in der Einheit zu wachsen, neigen wir zu größerer Vielfalt.

Aufgrund meiner Arbeit in Hongkong habe ich reichlich Gelegenheit, über die Einheit oder die mangelnde Einheit in der Mission nachzudenken. Im Lutheran Theological Seminary, an dem ich lehre, sind etwa 20 Prozent der Studierenden lutherischer Herkunft, aus einer der sechs verschiedenen lutherischen Kirchen in Hongkong, alle unterschiedlichen missionarischen Ursprungs. Die übrigen kommen aus sechzig anderen christlichen Gemeinschaften in Hongkong, von denen viele unabhängige Gemeinden sind, ohne Bindung an irgendeine Denomination. Aufgrund der Wohnungsnot in der überfüllten City von Hongkong haben viele Gemeinden zwei Wohnungen in einem Hochhaus gekauft und zusammengelegt, die sie für ihre Gottesdienste und sonstigen Aktivitäten nutzen. Es ist durchaus möglich, dass es eine Gemeinde in der 7. Etage, eine andere in der 20. Etage und eine dritte in der 31. Etage im gleichen Hause gibt. In der Regel haben sie nichts miteinander zu tun; sie besu-

chen sich nicht gegenseitig und planen auch nicht gemeinsam ihr Zeugnis in der Gesellschaft. Manchen gelingt es, andere Menschen zu erreichen und neue Mitglieder zu gewinnen doch andere müssen darum kämpfen, zu überleben und sowohl die Räumlichkeiten als auch ihren Pastor zu bezahlen. Ökumene ist kein Thema unter ihnen. In dieser Gesellschaft der Vielfalt und der Konkurrenz des Marktes wird auch kirchliches Leben unter diesen Gesichtspunkten betrachtet: je mehr Auswahl, desto besser. Unter den acht Prozent Christen in Hongkong ist es nur die römisch-katholische Kirche, die sich Gehör verschaffen kann und einen Beitrag zur zivilen Gesellschaft leistet. Die Protestanten sind viel zu zersplittert, um eine prophetische Rolle spielen zu können. Ich erzähle das nicht, um die sehr engagierten Christen in Hongkong zu karikieren, die oft ihren missionarischen Auftrages im eigenen Land und in zunehmendem Maße auch über seine Grenzen hinaus ernster nehmen als andere. Doch im Lichte dieser krassen Spaltung müssen wir unsere eigene Unfähigkeit bekennen, eine Mission der Versöhnung darzustellen. Die Notwendigkeit, schon bestehende Kirchen in Osteuropa anzuerkennen und zu unterstützen, statt neue Parallelstrukturen aufzubauen, ist in den letzten zehn Jahren deutlich geworden. In einigen Ländern in Asien wie in Kambodscha, wo erst seit kurzer Zeit Missionstätigkeit möglich ist, sind die Bemühungen, eine vereinigte Kirche aufzubauen, an der Vielfalt konfessioneller Missionsinitiativen gescheitert.

Darum möchte ich, dass Sie an dieser Stelle einen unserer ehemaligen Studenten am Seminar in Hongkong *kennen lernen*. Es ist ein reizender junger Mann aus Kambodscha namens *Chim Phich*. Er hat einen akademischen theologischen Grad erworben und wurde im letzten Jahr seines Studiums zum Vorsitzenden der Studentenvereinigung gewählt – zum ersten Mal ein Nicht-Chinese. Seine Führungsqualitäten waren für sein Alter außergewöhnlich. Es war geplant, dass er nach seiner Rückkehr im neu gebildeten Christenrat arbeiten sollte. Doch die Unterstützung für den Rat war unter den vielen kirchlichen Gruppen so schwach, dass seine Anstellung verschoben wurde. Obwohl er einer der wenigen war, die einen akademischen Grad hatten, konnte die gespaltene Kirche ihn nicht in einer verantwortlichen Weise einsetzen.

Der Eifer der koreanischen Kirchen, das Evangelium in allen sechs Kontinenten zu verbreiten, ist

eine Herausforderung an die älteren Missionen. Im Jahre 1998 waren fast 6000 koreanische Missionare in 140 Ländern tätig. Es ist leicht, die koreanische Missionstätigkeit dafür zu kritisieren, dass sie einige der gleichen Fehler macht, die wir aus der frühen Missionsgeschichte kennen, und dass keine Verbindung zu den bestehenden Kirchen aufgenommen wurde. Doch was ich hier deutlich machen möchte, ist, dass wir alle bekennen müssen, dass wir nicht treu der Bibel gefolgt sind, dass wir Jesu Gebet für die Einheit – dass sie alle eins seien, damit die Welt glaube – nicht beherzigt haben. Vielleicht wäre es eine besondere Herausforderung für das Evangelische Missionswerk in den kommenden Jahren sein, sich noch vermehrt dafür einzusetzen, dass die Kluft zwischen den sogenannten Ökumenikern und den Evangelikalen überbrückt wird. Nur so können die verschiedenen Erkenntnisse und praktischen Erfahrungen für die Mission fruchtbar gemacht werden.

Mission im Dialog

Es ist schwierig, Mission im eigenen Land zu treiben und dies in Einheit zu tun. Die größte Herausforderung in der heutigen Zeit und in Zukunft besteht zweifellos darin, in einer religiös pluralistischen Gesellschaft zu leben und zu arbeiten. Und damit komme ich zu meinem dritten Punkt: Wie Mission in einem lebendigen Dialog mit anderen Kulturen und Religionen stehen kann. In einer multireligiösen Gesellschaft zu leben und Zeugnis abzulegen, ist nicht mehr nur ein Problem in Afrika, Asien und dem Nahen Osten, sondern hier vor unserer eigenen Haustür. In den 25 Jahren, in denen das Evangelische Missionswerk gewirkt hat, hält die Suche nach einem Missionsverständnis für eine pluralistische Gesellschaft nach wie vor an. Bislang besteht in der weltweiten ökumenischen Bewegung noch keine Übereinstimmung darüber. Wir halten immer noch an der Formulierung fest: „Wir können keinen anderen Heilsweg zeigen als Jesus Christus; zugleich sehen wir keine Grenzen für die heilbringende Kraft Gottes.“ Es besteht eine Spannung zwischen diesen beiden Aussagen, die bis heute noch nicht aufgelöst ist.

Es gab eine Zeit, wo die CSM (Church of Sweden Mission – die „Missionsabteilung“ der Kirche

von Schweden) viel Geld ausgegeben hat, um Institute für den religiösen Dialog in Japan, Jerusalem und Hongkong zu unterstützen. Heute ist der Dialog weniger akademisch und vollzieht sich eher in Beziehungen und findet in Madras, München und Malmö statt.

Lernen Sie *Jan Henningsson kennen*. Er arbeitet am Henry-Martyn-Institut in Hyderabad, wo Muslime, Hindus und Christen gemeinsam studieren und für Versöhnung in einer Gesellschaft voller Konflikte arbeiten. Man stellt Jan manchmal die Frage: „Sie haben tagtäglich mit Muslimen und Hindus zu tun und arbeiten mit ihnen. Wie wird ihr eigener Glaube durch diese Begegnung mit den anderen beeinflusst?“ Seine erste Antwort ist ganz einfach und könnte ebenso gut in Halmstadt (ein kleiner Ort in Schweden) wie in Hyderabad gegeben werden: „Gott wird mit jedem Menschen, dem ich begegne, größer.“. Bei den meisten von uns wird unser Glaube und unser Gottesbild zuerst und zu allermeist durch unsere persönlichen und existentiellen Erfahrungen geformt. Die Begegnung von Religionen ist zunächst die Begegnung von Menschen. Die Herausforderung an uns als einzelne, als Ortskirchen und als Missionsorganisationen ist, offen zu sein für das gemeinsames Lernen. Jan sagt: „Wenn wir eingeladen werden, jemanden zu besuchen, und glauben, dass wir schon alles haben und wissen, dann brauchen wir unser Haus erst gar nicht zu verlassen“. Und er fährt fort: „Ich möchte nicht in einem voll besetzten Zug des Heils reisen, der auf Schienen zu einem bekannten Touristenort fährt, mit der Garantie für gutes Wetter und Einzel-

zimmer für diejenigen, die es wünschen. Nein, ich möchte mit dem Herrn gehen, den niemand in seiner ganzen Fülle kennt. Nicht der unbekannte Gott, sondern der nicht voll und ganz erkannte Christus der Kirche, des Hindismus und der ganzen Menschheit. Nur ein so neu auferweckter, neu Gestalt gewordener Meister kann mich leiten in diesem unverständlichen Teil der Welt, den wir Asien nennen.“ Ich würde sagen, das trifft für den größten Teil der Welt zu, selbst für uns in Europa.

Wovon ich rede, ist nicht die Religion aus dem Selbstbedienungsladen („pick and mix attitude“), die wir in der postmodernen Gesellschaft finden. Sie haben vielleicht den Eindruck, dass das im Widerspruch steht zu dem, was ich unter Punkt 1 über die Bedeutung der Mission im eigenen Land gesagt habe. Doch wenn Mission in der Nachfolge Christi geschehen soll, kann sie nicht ohne Offenheit gegenüber anderen geschehen und ohne die Bereitschaft, Gottes Gegenwart selbst dort zu entdecken, wo wir sie nicht erwarten. Lassen Sie sich überraschen!

Menschen, die Jesus Christus nachfolgen, sind äußerlich gesehen heute machtloser als im vorigen Jahrhundert. Darum sind sie auch besser dazu gerüstet, Missionare zu sein. Sie sind nicht zu allererst ausgesandt, damit die Kirche wachse, sondern damit die Welt leben möge.

Dr. Brigitta Larson hat in Hongkong eine Professur am Lutheran Theological Seminary

Mission bewegt – Wie stelle ich mir Mission vor?

Statement von Vikarin Cordula Schmid

Verehrte Damen und Herren,

Als *junger* Mensch erzähle ich nun, welche Vision von Mission ich habe, oder nein, eigentlich: wie ich mir Mission vorstelle und wünsche.

Ich unterbreite Ihnen keine theologische Vision von Mission. Stattdessen möchte ich fünf Wünsche aussprechen.

(1)

Eine **Vision von Mission** zu haben, das wünsche ich mir und das halte ich für unverzichtbar!

Mission sei für die Kirche so etwas wie Ausatmen, sagte mein Tübinger Professor Eberhard Jüngel auf der EKD-Synode 1999. Einatmen jedoch, mit einem geistlichen Atemzug in sich gehen, das ist ebenso elementar für die Kirche, als auch für diejenigen, die für die Mission arbeiten, ja für alle Christen.

Mir gefällt, wie die Konferenz Europäischer Kirchen es auf den Punkt gebracht hat: jede Missionsarbeit bedarf einer klaren Vision und diese entsteht aus der Kraft des Heiligen Geistes.

Es gibt eine Zeit der Arbeitsgruppen – wenn es um „Earthing the Visions“ geht, um Strukturdebatten und Profildiskussion. Aber – immer wieder – muss es eine Zeit des Einatmens geben. Ich frage mich, ob die „alten Hasen“ – und „Häsinnen“ – im Geschäft, sich dafür noch genug Zeit nehmen?

Das Bedürfnis nach dem gemeinsamen Visionieren scheint mit vorhanden zu sein, wenn ich mich an die Begeisterung erinnere, mit der von den früheren Zusammenkünften der „großen Missionsfamilie“ bei den Tagungen des deutschen Evangelischen Missions-Tages berichtet wird.

(2)

Woran orientiert sich diese Vision? Ich wünsche mir eine Mission, die in zweifachem Sinne **kundenorientiert** ist: Orientiert an der Kunde des biblischen Zeugnisses und ausgerichtet auf den Kunden. Man mag sich an dem merkantil klingenden Ausdruck stören. Ich möchte hier „Kunde“ in der ursprünglichen Bedeutung von „ein Bekannter“, ein Geschäfts-„Freund“ verstanden wissen. Sollte nicht jedem in der Mission sein Gegenüber bekannt sein, er ihn freundlich ansehen?

Und zur **Bibel-Kunde**. Ich träume von einer Mission, die sich immer wieder auf ihren Grund besinnt. Die von diesem tragenden Grund aus Visionen davon entwickelt, was Mission bedeutet und sein soll. Ich träume von einer Mission, die sich von der Verheißung stärken lässt. Und ich wünsche mir, dass wir uns vom Evangelium korrigieren und inspirieren lassen, in unserer täglichen Arbeit! Ich erhoffe mir, dass es für alle nur die *eine* Motivation gibt, nämlich dass wir es nicht lassen können, davon zu reden, wie es in Apg 4,20 heißt. Beeindruckt, bewegt, begeistert und befreit. Allen anderen Motive – wie Bekehren, Wachsen der Gemeinde, Sorge über Säkularisierung, Hilfe zu besserem Leben, Re-Evangelisierung – misstrauere ich irgendwie.

Walter Freytag sagte einmal: Man kann sich nicht angucken, was in der Missionsgeschichte geschehen ist, und sagen: das ist Mission. Aus der Vielfalt der Modelle und Schwerpunkte in den unterschiedlichen Zeiten und Kontexten lässt sich nicht *die* Definition von Mission herauskristallisieren. Sondern nur aus ihrem ureigenen Grund heraus.

(3)

Getragen von der biblischen Verheißung und mit einer Vision im Herzen – das stand zu oberst auf meinem Wunschzettel.

Aber das betrifft ja mehr das Einatmen. Was das **Ausatmen** angeht, möchte ich Ihnen nun schlagwortartig aufzählen, wie ich mir Mission idealerweise vorstelle – und auch schon zu Teil beim EMW, bei Ihnen, erlebe. Danach, zum Schluss, werde ich noch zwei Desiderate nennen.

Mein dritter Wunsch – oder besser gesagt: Wunsch Nummer drei und seine „Kinder“:

- Ich wünsche mir von den Ver-Kündern, dass in ihrem Handeln ihre Vision spürbar ist. Ich wünsche mir Mission strukturiert-vernetzt-koordiniert, aber nicht verstrickt und gefangen im Netz der Strukturen, Bürokratien und Finanzpläne.
- Ich wünsche sie mir griffig, profiliert und mit Biss.
- Ich will Missionsarbeit politisch-aktuell und persönlich.
- Sie soll nach vorne sehen, vorwärts gehen und um das Vergangene wissen. Aber sie soll endlich die alten ewigen Diskussionen verlassen.
- Ich mag sie kritisch und selbstreflektierend.
- Mission soll kreativ sein und professionell.
- Sie spricht junge Menschen über deren Interessen an.
- Sie spricht laut und deutlich, und sie hört erst einmal zu.

„Unsere“ Mission soll in aller Munde sein, aber auch in theologischen Büchern und Lehrveranstaltungen – und glauben Sie mir, auch wenn es viele Bücher über Mission gibt, sie ist kein Thema in den Standartwerken, die heutige Theologiestudierende lesen!

(4)

Das erste Desiderat: Am besten und am glaubwürdigsten kann Mission all dies in gegenseitiger Akzeptanz und Unterstützung derer, die sich ihr verpflichtet wissen. Den Ausgangspunkt **gemeinsam** zu haben, bietet die Chance, sich gegenseitig zu beraten, Wegstücke gemeinsam zu gehen oder manche Strecken und Räume dezidiert dem anderen zu überlassen.

Ich habe in den vergangenen sechs Monaten Mission und Ökumene ein wenig auf der Ebene der Gremien und Institutionen kennen gelernt. Ich finde das ungeheuer spannend! Aber ich muss Ihnen sagen: mich erschrecken die Spannungen und Gräben, die sich auftun zwischen EKD und EMW, zwischen Geschäftsstelle und Mitgliedswerken, zwischen Werken und Gemeinden, zwischen einzelnen Menschen. Ich sehe, dass Querelen und Strukturstreitereien teilweise schon so lange Traditionen haben, dass sie keinen mehr zu stören scheinen. Es werden unnötig Kräfte zerschissen, und sie lenken vom Eigentlichen ab. Und besonders anziehend wirkt das nach außen nicht gerade, vor allem was uns junge Leute angeht, die wir in einer anderen Zeit aufgewachsen sind.

Ich wünsche mir eine Mission, die alles das gemeinsam tut, was Sinn macht, und die klar trennt, wo die Aufgaben verteilt sein sollten. Und ich wünsche mir ein Sich-Eins-Fühlen in der Vision. Mission, die zeigt, dass wir eins sind, damit die Welt an Ihn glaube.

Dann, wenn sich all diese genannten und mehr Wünsche erfüllen, ja dann wird die Attraktivität des Aschenputtels Mission unter seiner Staub- und Ascheschicht sichtbar. Und zieht junge Männer an – und Frauen – also, junge Leute, die über ganz verschiedene Zugänge Interesse daran haben, in Ökumene und Mission mitzuarbeiten.

5)

Das zweite Desiderat, mein fünfter und letzter Punkt auf der Wunschliste ist: Dass die Verantwortlichen in Sachen Mission viel stärker das **Potential ökumenisch interessierter junger Erwachsener** entdeckt und fördert. Zukunftsvorstellungen sind unmöglich ohne die Menschen der Gegenwart und der Zukunft zu denken. Wer wie Bischof Wolfgang Huber von einer Beteiligungskirche spricht, muss das auch für die Entscheidungsgremien wollen. Dem entspricht eine Beteiligungsmission mit jungen Leuten, die nicht nur als Stewards, sondern als Delegierte in der Verantwortung stehen. Nicht als eine Quote, die sich gut macht, halbherzig, sondern als Mitglieder der Leitung, die um ihrer Sicht und Kompetenz willen erwünscht sind. In manchen der hier vertretenen Werke, Verbände und Kirchen ist das ja in Ansätzen der Fall.

Die VEM ist da sicher ein gutes Beispiel: sie hat Vertreter im Rat, in der Vollversammlung und in der deutschen Region ein Youth Desk.

Aber ich habe den Eindruck, oft ist das Interesse gar nicht so groß, junge Leute mit hinein zunehmen. Und meine Theorie ist: Das liegt nicht daran, dass es keine interessierten Leute gibt, sondern vielleicht daran, dass man sich nicht auf ihre Sicht einlassen mag.

Wenn ich den Erzählungen von den Anfängen des EMW lausche, dann wird die Geschichte lebendig. Das ist ungeheuer spannend! Aber bitte verstehen Sie: das ist für die jüngere Generation Geschichte, wir sind nicht mehr von der Südafrika-Debatte in den goldenen Achtzigern geprägt! Wir Jungen sind Gegenwart orientierter, drängen vorwärts, auf aktuelle Problemlagen und Herausforderungen.

Wir sind unvoreingenommener und haben nur ein sehr begrenztes Verständnis für traditionsreiche Polaritäten, Animositäten und Strukturdebatten. Und das ist auch nicht schlecht.

Kurz zusammengefasst wünsche ich mir:

- „A Vision for Mission“
- Kundenorientierung in zweierlei Hinsicht
- Mission attraktiv, klar und mit Biss
- Gemeinsam in der Mission
- Junges Blut

Die Referentin, Cordula Schmid, absolvierte im EMW 2001/2002 ein Sondervikariat.

Mission bewegt – wie stelle ich mir Mission vor?

Statement von Schwester Damian M. Boekholt

„An den Ort der Begegnung mit anderen Menschen, einer anderen Kultur, einer anderen Religion, sollten wir als erstes unsere Schuhe ausziehen, denn der Ort, den wir betreten, ist heilig.

Sonst könnten wir uns dabei ertappen, wie wir die Träume von anderen zertreten. Noch schlimmer: Wir könnten vergessen, dass Gott hier war vor unserer Ankunft.“

(Dom Helder Câmara)

Die unterschiedlichen Räume, in denen Menschen leben, sind voller Spuren, die auf Gott hinweisen. Sie zu entdecken und mit der Botschaft des Evangeliums zu verbinden, ist Aufgabe einer zeitgemäßen, christlichen Verkündigung.

Die Spuren Gottes kann ich in einer fremden Kultur nur dann entdecken, wenn ich offen bin für das Unbekannte, wenn ich den Menschen mit Achtung und Ehrfurcht begegne und ihre kulturellen und religiösen Werte schätze. Nur so kann es zum echten Austausch und zur wahren Begegnung kommen. Erst da, wo Vertrauen wächst und Begegnung stattfinden kann Gottes Liebe erfahrbar gemacht werden.

Mein Missionsverständnis ist geprägt von Geben und Empfangen, von geschwisterlich voneinander lernen. Mission ist längst keine Einbahnstraße mehr. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass die Begegnungen mit Menschen fremder Kulturen und Religionen mein Leben verändert und bereichert haben.

Mission beinhaltet für mich heute auch der Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden. Reich Gottes hat auch immer mit gerechte Strukturen zu tun. Darum darf sich unser Einsatz vor Ort nicht nur auf karitatives Handeln beschränken, sondern wir müssen prophetische Zeichen setzen und auf

ungerechte Strukturen hinweisen. Wir dürfen nicht länger nur Wunden verbinden, sondern wir müssen alles tun um Wunden zu vermeiden. Unsere Verkündigung wird nur in soweit glaubwürdig sein, wie wir unser Tun an evangelischen Werten messen lassen.

Damian M. Boekholt ist Schwester im Missions-Orden vom Kostbaren Blut (Paderborn). Die Theologin arbeitete von 1977 – 1981 als Missionarin in Kenia/Afrika und ist seit 1998 stellvertretende Leiterin vom Netzwerk Afrika Deutschland, in dem sich 41 Ordensgemeinschaften verbündet haben, um in Afrika zusammen mit anderen Organisationen Missions- und Entwicklungsarbeit zu leisten. Außerdem wird in der deutschen Öffentlichkeit Lobbyarbeit durchgeführt. Der deutsche Arm des Netzwerkes (Hauptsitz in Brüssel) unterhält seit vier Jahren ein Büro.

Das Netzwerk ist aus dem Bewusstsein eines neuen Missionsverständnisses gewachsen, das nicht nur die Arbeit vor Ort fördert, sondern in unserer Gesellschaft auf die ungerechten Strukturen der internationalen Beziehungen hinzuweisen.

„Wir dürfen nicht länger nur auf die Notsituation der Ärmsten reagieren, sondern wir müssen im prophetischen Sinn agieren. Bei all unserer Zusammenarbeit mit den Kirchen des Südens, muss die Partizipation der Menschen des Südens im Mittelpunkt stehen. Nur so kann eine gemeinsame Basis für eine bessere Zukunft aufgebaut werden. Auf diesem Gebiet ist noch sehr viel bewusstseinsbildende Arbeit zu leisten, wobei ich unter den verschiedenen Hilfsgruppen keinen Konkurrenzkampf feststelle. Die Zusammenarbeit gerade auch mit nicht kirchlichen Gruppen (NGO) habe ich als positiv und ermutigend erlebt.“ (Schwester Damian)

„Mission ist ... die Eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung“

Reflexionen zur missionarischen Dimension der Kirche

Dr. Klaus Schäfer

Einleitung

Versucht man heute, über den Zusammenhang von Mission und Kirche nachzudenken, so kann man auf einen großen Konsens hinweisen, der sich zumindest in offiziellen Stellungnahmen der Kirchen zu Fragen der Mission ablesen lässt. Als Beispiel sei hier nur auf ein im November 1998 veröffentlichtes Studiendokument von „Faith and Order“ über „The Nature and Purpose of the Church“ verwiesen, in dem im Abschnitt „God’s Purpose for the Church“ über die Mission der Kirche gesprochen wird. Hier heißt es unter anderem:

Mission gehört zum wesentlichen Sein der Kirche. Als Personen, die Jesus Christus als Herrn und Retter anerkennen, sind Christen dazu berufen, das Evangelium in Wort und Tat zu verkünden. Sie sollten diejenigen, die noch nichts davon gehört haben, und auch diejenigen, die nicht mehr in einem lebendigen Kontakt mit dem Evangelium, der Guten Nachricht von der Herrschaft Gottes, stehen ansprechen. Sie sind dazu berufen, nach den Werten des Evangeliums zu leben und ein Vorgeschmack der Herrschaft Gottes in der Welt zu sein.¹

Was diese Mission bedeutet, wird dann in mehreren Abschnitten näher entfaltet.

Was in diesem ökumenischen Dokument der allerjüngsten Zeit formuliert ist, findet sich ähnlich in anderen Positionspapieren – insbesondere natürlich in spezifischen Erklärungen zur Mission – sowie auch in Grundordnungen oder Verfassungen

sowohl der evangelischen Landeskirchen als auch der Freikirchen. Bereits 1959 konnte Walter Freytag in einem Vortrag zum Thema: „Die Landeskirche als Teil der Weltmission“ für den landeskirchlichen Bereich als ein Faktum feststellen: „Bei den Landeskirchen sieht man an allen neuen Verfassungen mehr oder weniger deutlich: Die Erkenntnis hat sich durchgesetzt, dass das In-die-Welt-gesandsein, die Weltmission, zum Wesen der Kirche gehört.“² Aus dem Bereich der Freikirchen, die von Anfang an eine starke missionarische Orientierung zeigten, kann vielleicht exemplarisch auf die Kirchenordnung der Evangelischen Brüder-Unität (Herrnhuter Brüdergemeine) hingewiesen werden, in der es heißt: „Für die Brüder-Unität gilt immer noch der Ruf und Befehl des Herrn: ‚Gehet hin und macht zu Jüngern alle Völker; taufte sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.‘ Das tut sie und bekennt, dass sie nur dann eine lebendige Kirche bleiben wird, wenn sie das Wort vom Kreuz weiterhin zu anderen Menschen bringt.“³

Man wird solche und ähnliche Bekenntnisse der Kirchen zu ihrem missionarischen Auftrag begrüßen. Auf der anderen Seite drängen sich aber auch Fragen dazu auf:

Zum einen ist ein so klares Bekenntnis der Kirche zur Mission und – in theologischer Sprache – die Verknüpfung der Ekklesiologie, der Lehre von der Kirche, mit dem Missionsauftrag angesichts der neuzeitlichen Missionsgeschichte nicht selbstverständlich. Auch wenn das über diesen Ausführungen gesetzte Zitat von der Mission als der „Ei-

nen Kirche Gottes in ihrer Bewegung“ des lutherischen Pastors Wilhelm Löhe bereits aus dem Jahre 1845 stammt⁴ und das letzte Jahrhundert als Blütezeit der europäischen Mission bezeichnet werden kann, stand die verfasste Kirche in einer gewissen Distanz zu den Missionsanstrengungen, die vor allem in Missionsvereinen und freien Gesellschaften ihren Ausdruck fanden, wie umgekehrt auch die Missionskreise sich nicht immer um die Klärung des Verhältnisses zu den Kirchen bemüht haben. Dass man heute über die Kirche nicht mehr sprechen kann, ohne auch über die Mission zu sprechen, dass Mission als ein integraler Bestandteil der Ekklesiologie gilt bzw. die Kirche selbst als eine Funktion der Mission Gottes in der Welt verstanden wird, muss deshalb als Ergebnis eines Lernprozesses der Kirche über ihre Rolle und ihren Auftrag in der Welt gewertet werden.

Zum zweiten können die Bekenntnisse der Kirchen zur Mission nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in Gemeinden und auch in der Pfarrerschaft erhebliche Vorbehalte gegen Begriff und Sache der Mission gibt. Die Vorwürfe reichen dabei vom Hinweis auf die Verquickung der Mission mit dem neuzeitlichen Kolonialismus bis zum Vorwurf der Kulturzerstörung und des „geistlichen Hausfriedensbruchs“. Ein Buchtitel wie: „Du sollst nicht bekehren Deines Nächsten Kind!“⁵ fängt diese kritische Stimmung gegen die Mission ein. Leitworte für das kirchliche Engagement im Blick auf die Welt und andere Menschen, die nicht Christen sind, sind für viele heute eher Begriffe wie Ökumene, Entwicklung oder Dialog.

Zum dritten lässt sich heute auf der einen Seite zwar beobachten, dass die Frage der Mission – insbesondere der Mission in Deutschland – heute wieder zunehmend aufgeworfen wird und sich auch kirchliche Gremien erneut damit zu beschäftigen beginnen, dass aber auf der anderen Seite bei knapper werdenden Finanzmitteln die Mission – und zwar weder die Mission in Deutschland noch die partnerschaftliche Mission in weltweiter Perspektive – sehr hoch auf der Prioritätenliste der Kirchen steht. Dabei stellt sich – vom Bekenntnis der Kirchen zur Mission her – im Blick auf die Diskussion um kirchliche Neustrukturierungen die Frage, welche Rolle die missionarische Ausrichtung der Kirche spielt und wie die missionarische Dimension auch strukturell so gestaltet und verankert bleibt oder wird, dass die missionarische Orientierung

wirklich das Leben der Kirchen durchdringen und prägen kann.

Das Bekenntnis der Kirche zur Mission wie auch die Fragen, die im Blick darauf aufgeworfen werden können, drängen zu einer Besinnung über den Zusammenhang von Kirche und Mission. Die oben genannten Beobachtungen und Fragen deuten bereits an, dass diese Besinnung sowohl in historischer als auch in theologischer und struktureller Perspektive zu suchen ist; es geht um die Nachzeichnung des Lernprozesses der Kirche zum Thema Mission – einen Vorgang, den man früher unter dem Stichwort von der „Integration von Kirche und Mission“ diskutiert hat –, um die (zumindest ansatzweise) theologische Explikation dessen, was mit „Mission“ gemeint ist, und schließlich um die Prüfung der Frage, welche Bedeutung die missionarische Dimension für die Struktur und das Engagement der Kirchen insgesamt hat bzw. haben sollte.

Dabei dürfte deutlich sein, dass diese Perspektiven nicht voneinander isoliert werden können, sondern eng miteinander verwoben sind. Die folgende Darstellung, mit der das EMW einen Beitrag zur Besinnung der Kirche auf ihre missionarische Dimension – und damit zur außerordentlich wichtigen Leitbilddiskussion der Kirche – leisten möchte, wird sich deshalb nicht bemühen, die angedeuteten Perspektiven je für sich zu skizzieren, sondern versuchen, sie in ihrer Verwobenheit und wechselseitigen Bezogenheit deutlich zu machen. Aus Gründen der Darstellung freilich soll die historische Perspektive den Rahmen bilden, in dem dann umfassend über den stattgefundenen und noch nicht abgeschlossenen Lernprozess der Kirchen reflektiert wird.

Die Distanz von Kirche und Mission in der Missionsgeschichte der Neuzeit

Eine historische Rückfrage nach dem Zusammenhang von Kirche und Mission in der neueren Missionsgeschichte wird zunächst konstatieren müssen, dass im Blick auf erste Regungen eines

Missionsbewusstseins unter evangelischen Christen und dann im 19. Jahrhundert, zum Teil bis weit in das 20. Jahrhundert hinein, eine gewisse Distanz von Kirche und Mission vorherrschte. In der Frühzeit der evangelischen Mission – kirchengeschichtlich ist dies die Zeit der Orthodoxie – gingen sowohl lutherische als auch reformierte Theologen davon aus, dass Mission nicht zu den Aufgaben der Kirche gehören könne, da sich der Missionsbefehl nur an die Apostel wandte und die Aufgaben der Missionierung von ihnen bereits erfüllt worden seien. Ergänzend konnte man etwa darauf hinweisen, dass Mission ein Werk Gottes selbst sei, für das er keine Missionare und keine menschliche Sendungsveranstaltung benötige; wenn Gott „die Heiden zu sich ziehen“ wolle, würde er dies schon selbst tun.⁶

Der Aufschwung der neuzeitlichen, organisierten evangelischen Mission geschah erst – von Anfängen bei der Dänisch-Halleschen Mission in Südindien und bei den Herrnhutern abgesehen – durch die Entstehung der „Baptist Missionary Society“ (1793) und den Einfluss William Careys (1761-1834). Carey lieferte mit seinem Nachweis zur bleibenden Gültigkeit und Verbindlichkeit des Missionsbefehls für die Christen aller Zeitalter nicht nur die theologische Grundlage und Inspiration für eine jetzt anhebenden breite Missionsarbeit; die Baptistische Missionsgesellschaft lieferte auch ein Modell für die Trägerschaft und Durchführung der Missionsarbeit durch gut organisierte und strukturierte Vereinigungen von Christen.

Es waren im Wesentlichen – wenn auch nicht ausschließlich – diese Impulse aus England, die bald auch in Deutschland zur Gründung von freien Missionsvereinen und Missionsgesellschaften führten. Historisch geschah dies in drei Phasen: Zunächst entstanden die großen deutschen Missionsgesellschaften, die bewusst auf die konfessionellen Unterschiede verzichteten und sie nicht von Europa auf ihre neuen Gemeinden übertragen wollten (etwa die Basler Mission, die Berliner Missionsgesellschaft, die Rheinische Mission, die Norddeutsche Mission, die Gossner Mission); die Besinnung auf die Bekenntnisgrundlagen der Kirche führte dann von der Mitte des Jahrhunderts an zur Gründung konfessionell – insbesondere lutherisch – orientierter Missionsgesellschaften (Leipzig, Hermannsburg, Breklum, Neuendettelsau), und ge-

gen Ende des Jahrhunderts entstanden unter dem Einfluss der neupietistischen Erweckungsbewegung, vor allem unter angelsächsischem Einfluss die sog. „Glaubensmissionen“ (etwa Allianz-Mission Barmen, Liebenzeller Mission, Neukirchner Mission).

Allen diesen Missionsvereinen und den sendenden Gesellschaften war zunächst gemeinsam, dass sie sich als freie Vereine außerhalb der Struktur der verfassten Kirche etablierten. Zu Recht ist dabei darauf hingewiesen worden, dass diese Organisation in freien Vereinen nicht als prinzipielle Kirchenfeindlichkeit oder Kirchenkritik verstanden werden darf, sondern auch damit zu tun hatte, dass die Landeskirchen jener Zeit nicht bereit waren – und aufgrund der historischen Situation möglicherweise auch noch nicht bereit sein konnten – die Mission als ihre eigene Aufgabe anzuerkennen. Heinrich Meyer stellte auf der EKD-Synode 1963 in Bethel rückblickend fest:

Als die deutsche Christenheit hier und da zunächst in kleinen Gruppen, später in größeren begann, an der Weltmission der Kirche teilzuhaben, da geschah das nicht in der Form der Trägerschaft durch verfasste Landeskirchen. Es waren Missionsvereine, Missionsfreunde, Missionskreise, Missionsgesellschaften, die als Träger der Weltmission in Erscheinung traten. Diese Vereinsform der Weltmission hat ihren Grund nicht etwa ... in der Kirchenfeindlichkeit der Kräfte, die damals als Pioniere den Gedanken der Weltmission aufnahmen. Im Gegenteil, es lässt sich historisch für eine ganze Reihe der deutschen Missionsgesellschaften belegen, dass sie nicht nur die Förderung durch die Landeskirchen wollten und erbaten. Sie waren sogar bereit, dieses Unternehmen der Mission auch landeskirchlicher Aufsicht und Kontrolle zu unterstellen ... Es waren die Landeskirchen, die damals auf diese theologisch völlig legitime Bitte der Missionsgesellschaften negativ reagierten.⁷

Tatsächlich gab es im Umkreis der Missionsvereine und Missionsgesellschaften durchaus Überlegungen zum Verhältnis von Mission und Kirche. Dabei lassen sich ganz unterschiedliche Positionen beobachten, und es mag hilfreich sein, hier zumindest einige Stimmen wiederzugeben.

Für breite Kreise – insbesondere der frühen, aus dem Pietismus herrührenden Mission und dann auch der späteren Glaubensmissionen – stand nicht die Kirche im Zentrum des Interesses, sondern die Orientierung der Mission an der Perspektive des Reiches Gottes bzw. an der „Gewinnung von Seelen für das Lamm“. Da die Mission dieses Typs sich als über die Kirche hinausgreifende Reich-Gottes-Bewegung verstand bzw. auf die Bekehrung von Einzelnen abhob, kam die Kirche weder als Träger noch als Ziel der Mission – die Pflanzung von Kirchen – in den Blick.

Anders verhielt es sich freilich mit den konfessionell geprägten Missionen, vor allem aus dem Bereich des Luthertums. Das diesen Ausführungen vorangestellte Zitat von Wilhelm Löhe, das von der „Einen Kirche Gottes in ihrer Bewegung“ spricht, unterstreicht ebenso wie die programmatische Schrift des lutherischen Stadtpastors Ludwig Adolf Petri aus Hannover über „Die Mission und die Kirche“ (1841) das Interesse an der „Kirchlichkeit der Mission“, das vor allem Petri pointiert herausstellte:

Die Mission, behaupte ich nun, muss den Charakter der Kirchlichkeit haben; sie muss von der Kirche ausgehen und innerhalb der Kirche sich halten; sie muss nichts anderes sein als die Kirche selbst in ihrer Missionstätigkeit.⁸

Allerdings ist auch im Blick auf die konfessionell geprägten Missionen zu differenzieren. Der Akzent lag auch hier in der Regel nicht auf der Einbindung der Mission in die Struktur der verfassten Kirche – obwohl dies vor allem Petri und auch einigen anderen vorschwebte, aber nicht realisiert werden konnte –, sondern auf der bekenntnismäßigen Orientierung der Mission als Mission „im Sinne der lutherischen Kirche“, d. h. auf der Grundlage des lutherischen Bekenntnisses. Auch der Satz von Wilhelm Löhe hat nicht einfach eine Einordnung der Mission in die verfasste Kirche im Blick, sondern will Mission und Kirche in einer dynamischen, über die vorfindlich-statische kirchliche Wirklichkeit hinausgreifenden Weise zusammenbinden. Indem Löhe pointiert von der „Einen Kirche Gottes“ spricht, ist bei ihm ein auf die Zukunftsgestalt der Kirche weisendes Moment wirksam; Mission ist zwar – und für Löhe selbstverständlich – als Mission der Kirche zu begreifen und

auf den Aufbau der Einen Kirche Gottes ausgerichtet; sie kann aber nicht einfach der verfassten Kirche eingegliedert werden, sondern ist das dynamische Prinzip, das die zukünftige Gestalt der Kirche erst noch hervorbringt.

Eine weitere wichtige Akzentuierung des Zusammenhanges von Kirche und Mission lag für manche Lutheraner und dann vor allem für die freikirchlich geprägte Mission in der Betonung der Verantwortung der konkreten Gemeinde für die Mission. Zwar wurde auch hier in der Regel aus pragmatischen Gründen daran festgehalten, dass besondere Missionsgesellschaften die „Sendungsveranstaltung“ organisieren und verantwortlich wahrnehmen sollten. Aber die Unterstützung und Trägerschaft der Mission im weiteren Sinne sollte nicht so sehr durch private Missionsvereine neben den gemeindlichen Strukturen geschehen, sondern durch die Gemeinden – die Pfarrerschaft und die Gemeindeglieder – insgesamt. Aufgrund des stark an der Gemeinde orientierten Kirchenverständnisses der meisten Freikirchen ist es nicht verwunderlich, dass diese Verknüpfung von Mission und Gemeinde vor allem im freikirchlichen Bereich zum Tragen kam. So konnte etwa Johann Gerhard Oncken, Gründer der ersten Baptistengemeinde in Deutschland im Jahre 1834, nicht nur betonen, dass „jeder Baptist ein Missionar“ ist, sondern zudem auch die missionarische Verantwortung der Gemeinde hervorheben: „Jede apostolische Christengemeinde muss eine Missionsgesellschaft sein, und dies sind die rechten, vom Worte Gottes eingesetzten Missionsgesellschaften.“⁹ Dass die baptistischen Gemeinden dabei auch in Deutschland mit einer missionarischen Situation konfrontiert waren, hängt selbstverständlich mit ihrem besonderen Glaubens- und Gemeindeverständnis zusammen, nimmt aber bereits ein sehr grundsätzliches, nicht geographisch bestimmtes Verständnis von Mission vorweg, das den Missionsgesellschaften und Landeskirchen erst sehr viel später deutlich wurde.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich im Blick auf die Frage nach dem Zusammenhang von Kirche und Mission in der deutschen Missionsbewegung so etwas wie ein Konsens. Formuliert wurde er vor allem von Gustav Warneck, der als erster Inhaber eines Lehrstuhls für Missionswissenschaft an einer deutschen Universität so etwas wie der Mentor der deutschen Missionsbewegung war. Die Konzeption, die Warneck ent-

warf, suchte die Frage auf unterschiedlichen Ebenen anzugehen. Auf der einen Seite nämlich arbeitete Warneck im Zusammenhang mit der „Begründung der Sendung“ außerordentlich stark die „Kirchlichkeit“ der Mission heraus. Das entscheidende Argument liegt für ihn darin, dass Mission dem „Wesen“ der auf Universalität angelegten, völkerübergreifenden Kirche inhärent ist. Weil der Missionsbefehl nicht einzelnen Gläubigen gegeben ist, sondern der Gesamtkirche anvertraut wurde, muss die Kirche eine missionierende Kirche sein. Entsprechend ist die Kirche nicht nur als Träger, sondern auch als Ziel der Mission bestimmt, wie Warnecks Definition von Mission am Anfang seiner „Evangelischen Missionslehre“ deutlich zeigt: „Unter christlicher Mission verstehen wir die gesamte auf die Pflanzung und Organisation der christlichen Kirche unter Nichtchristen gerichtete Tätigkeit der Christenheit. Diese Tätigkeit trägt den Namen Mission, weil sie auf einem Sendungsauftrage des Hauptes der christlichen Kirche beruht ...“ Aber nicht nur aufgrund ihrer Wesensbestimmung und ihres Gehorsams hat die Kirche Mission zu treiben, sondern auch „um ihrer selbst willen“; denn von der Mission gehen „rückwirkende Segnungen auf die heimatliche Kirche aus, welche sie innerlich beleben“; weil die Kirche in der Mission ihre Lebendigkeit zeigt und stärkt, „ist die Mission ein Lebensgesetz der christlichen Kirche“.¹⁰

Dennoch zieht Warneck aus dieser theologischen Bestimmung der Mission und ihrer Verankerung in der Kirche nicht die Konsequenz, die Missionstätigkeit den kirchlichen Institutionen zu unterstellen. Vielmehr kommt er im Zusammenhang mit dem konkreten Vollzug der Sendung zu dem Urteil, dass die institutionelle Basis für eine „geordnete Sendungsveranstaltung“ die Einrichtung „freier ad hoc gebildeter Vereine“ sein müsse. Die Gründe dafür sind nicht nur im historischen Umstand der Weigerung der Anerkennung der Sendung durch die offizielle Kirche oder im Zweckmäßigkeitsargument der größeren Flexibilität freier Vereinigungen zu suchen, sondern sie sind nach Warneck auch dogmatisch-prinzipieller Natur; denn der Begriff der Kirche, wie er im 19. Jahrhundert gebraucht werde, decke sich nicht mit dem biblisch-reformatorischen Kirchenbegriff, der „das heilige christliche Volk“ im Blick habe, in dem Christus regiere.

Man könnte Warneck den Vorwurf machen, mit einem doppelten Kirchenbegriff zu arbeiten, wo-

nach die Missionsgemeinde die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen repräsentiert, die von der Großkirche unterschieden ist. Tatsächlich wird man der Missionsbewegung des 19. Jahrhunderts den Vorwurf nicht ganz ersparen können, mitunter der Vorstellung von einer „Para- und Schattenkirche“¹¹ angehangen zu haben. Auch wenn dies aufgrund der Abwehr der Mission durch die Landeskirchen verständlich war, muss es doch insgesamt aus theologischer Perspektive als ein Ab- und Irrweg bezeichnet werden. Das Konzept von Warneck freilich suchte, so unscharf es in vieler Hinsicht war, „sowohl die Scylla der Verkirchlichung als auch die Charybdis der Entkirchlichung der Mission“ zu vermeiden¹² und auf ein vertrauensvolles Zusammenwirken von Missionsgesellschaften und Kirchen hinzuwirken. Die Förderung einer Gestaltung der Mission, in der „Kirchenregiment, Synoden und Pfarramt in einer immer mehr zur kirchlichen Ordnung sich herausbildenden amtlichen Mitwirkung an der freigesellschaftlichen Sendungsveranstaltung sich beteiligen“¹³, war sein immer wieder erklärtes Ziel. Die Spannung im Kirchenbegriff, die bei Warneck zu beobachten ist, muss deshalb als eine fruchtbare Spannung verstanden werden; die Strukturen von Mission und Kirche, wie sie sich zu seiner Zeit herausgebildet hatten, sollten wechselseitige Korrektive bilden, so dass die Kirche die Mission immer deutlicher als ihr Lebensgesetz entdeckt und die Mission immer deutlicher den ihr wesensmäßig eignenden kirchlichen Charakter gewinnt.

Überblickt man die Diskussion um Mission und Kirche und die Gestaltung der konkreten Missionsarbeit im 19. Jahrhundert insgesamt, so wird man zusammenfassend festhalten können, dass die Missionsgesellschaften damals so etwas wie „einen stellvertretenden Dienst für eine unmissionarische Kirche“ leisteten.¹⁴ Indem die Missionsgesellschaften zudem mit ihrer Betonung von Laienengagement, dem Priestertum aller Gläubigen, der Würdigung der Mitarbeit von Frauen in der Mission so etwas wie ein kirchen- und gemeindereformierendes Ferment bildeten, das auf eine neue Gestalt von Kirche hindrängte – Andrew Walls spricht in diesem Zusammenhang von den freien Vereinigungen als positive Impulse, die zu einer subversiven Veränderung der Kirche beitrugen¹⁵ – haben sie mitgeholfen, an der Zukunftsgestalt einer missionarisch und zugleich stärker partizipatorisch geprägten Kirche zu arbeiten.

Von der „Krise der Mission“ zur neuen missionstheolo- gischen Besinnung über die missionarische Dimension der Kirche

Welche Defizite aber dennoch in der von einer weithin von einer „missionslosen Kirche“ und einer „kirchenlosen Mission“ geprägten Situation lagen, wurde erst im Laufe der weiteren Entwicklung der Missionsarbeit deutlich. Man kann diese neue Entwicklung, die insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer grundsätzlichen Neubesinnung der Mission führte, unter das Stichwort von der „Krise der Mission“ stellen. Tatsächlich ist in den 50er Jahren sehr viel – und auch sehr selbstkritisch – über die „Krise der Mission“ diskutiert worden; bekannt geworden ist über den Kreis derjenigen, die sich besonders für Fragen der Mission interessieren, das berühmte Wort von Walter Freytag, das er auf der Weltmissionskonferenz in Accra, Ghana, 1957/58 in einem Vergleich der Situation der Weltmissionskonferenz in Jerusalem von 1928 mit der Lage in Accra geprägt hatte: „Damals hatte die Mission Probleme, heute ist sie selbst zum Problem geworden.“¹⁶

Tatsächlich gab es reichlich Anlass, über die „Krise der Mission“ nachzudenken. Doch ging es dabei nicht nur um die Frage der Verquickung der Mission mit dem Kolonialismus und ähnlichen kritischen Anfragen an die Mission. Ein wesentliches Moment, das Anlass gab, über die Krise der Mission nachzudenken, war gerade der Erfolg der Mission, der darin bestand, dass in den Missionsländern überall sog. junge Kirchen entstanden waren, die nach Selbständigkeit strebten. Die „Probleme“ der Mission, von denen Walter Freytag in Ghana sprach, lagen auch nicht eigentlich in der Frage, ob die Kirche überhaupt zur Mission berufen sei; zwar war auch das Missionsverständnis selbst strittig geworden, doch besonders bedrängend war, dass ganz offensichtlich die Strukturen der Trägerschaft der Mission – also die Missionsgesellschaften herkömmlichen Zuschnitts – problematisch, wenn nicht obsolet geworden waren. Der Titel des Vortrags von Walter Freytag, in dem das Wort von den Problemen der Mission fiel, lautete auch bezeichnenderweise: „Strukturwandel der westlichen Missionen“.

Die „Krise der Mission“ war also wesentlich auch eine Krise der Missionsgesellschaften. Sie „ergab sich ... aus ihrem faktischen Erfolg, – weil aus ihrer Arbeit junge Kirchen wuchsen, die nun selbst missionarische Kirchen und Glieder der ökumenischen Gemeinschaft der Kirchen sein wollten.“¹⁷ Zu Recht stellt Gerhard Hoffmann fest, dass „kaum eine modernistische Kritik denkbar (ist), die die Existenz der Missionsgesellschaften so radikal in Frage stellen könnte, wie es die jungen Kirchen durch ihre faktische Existenz tun.“¹⁸ Die Frage nach der missionarischen Dimension der Kirche kam aus der Mission sowohl auf die Missionsgesellschaften als auch auf die Kirchen in der westlichen Welt zurück.

Insgesamt fiel es den Missionsgesellschaften nicht leicht, sich dieser neuen Situation zu stellen. Auf der einen Seite entstand ein Beziehungsmuster, das nicht ganz frei von Spannungen zwischen den Missionsgesellschaften und den jungen Kirchen war. Denn die Missionen hielten die jungen Kirchen oft noch nicht für reif, um eigenständig Verantwortung für ihre Kirchen zu übernehmen. Nicht nur, dass die Missionen dadurch mehr und mehr in kirchenleitende und nicht eigentlich missionarische Verantwortung hineinrückten und sich damit die Rolle der Missionsgesellschaften verschob und man sich damit auch stärker mit Fragen der Ekklesiologie beschäftigen musste. Hinzu kam, dass die Missionsgesellschaften sich durch das Wachstum der jungen Kirchen und auch durch die gesellschaftlichen Herausforderungen, vor denen diese Kirchen standen, auch vor finanzielle Herausforderungen gestellt sahen, die ihre eigenen Kräfte überstiegen und sie stärker als früher auf die Mithilfe der Kirche insgesamt angewiesen sein ließen. Auf der anderen Seite waren auch die Repräsentanten der jungen Kirchen zunehmend weniger bereit, eine freie Missionsgesellschaft als ihr alleiniges Gegenüber anzusehen. Auf den Konferenzen des Internationalen Missionsrates (IMR) und dann später auch des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) erlebten sie die Gemeinschaft von gleichberechtigten Kirchen, die einander ermutigten und bestärkten. Waren sie zunächst im ÖRK kaum vertreten, drängten sie doch zunehmend in den ÖRK hinein. Auch bei Besuchen in Deutschland wollten die Vertreter der jungen Kirchen nicht nur die Repräsentanten von Missionsgesellschaften sprechen, sondern den Kirchen in Deutschland als gleichberechtigte Partner gegenüberreten. An diese Kir-

chen in Deutschland stellten sie dann freilich auch die Frage, wie sie es selbst mit der missionarischen Verantwortung hielten. Und den Kirchen in Deutschland wurde mehr und mehr bewusst, dass auch sie selbst in einer missionarischen Situation leben und Mission nicht einfach in einem geographischen Sinne als Ausbreitung des Evangeliums oder der Kirche außerhalb des christlichen Abendlandes verstanden werden darf, sondern mit dem Kirchesein selbst gegeben ist.

Es wäre außerordentlich interessant, an dieser Stelle den Prozess der Neubestimmung über die Grundlagen der Mission nachzuzeichnen, der sich in den 50er und 60er Jahren entwickelte und der zu einer missionarischen Neuorientierung der Kirchen führte. Ohne in Details gehen zu können, muss hier aber die Erinnerung an wichtige Grundeinsichten zum missionarischen Auftrag der Kirche genügen. Sie lassen sich gut an Stichworten festmachen, die mit den vom Internationalen Missionsrat bzw. später von der Kommission für Weltmission und Evangelisation beim ÖRK verantworteten Weltmissionskonferenzen aus den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg verbunden sind.

So stellte die Weltmissionskonferenz von Whitby in Kanada (1947) unter dem Stichwort von der „Partnerschaft im Gehorsam“ deutlich heraus, dass man nicht mehr zwischen den sendenden Missionsgesellschaften bzw. sendenden Kirchen und kirchlichen Einrichtungen und empfangenden Kirchen unterscheiden könne, sondern die alten und jungen Kirchen gemeinsam zur Aufgabe der Weltmission berufen seien; die Weltmission kann als gemeinsame Aufgabe der Kirchen nur partnerschaftlich wahrgenommen werden.

Von der Weltmissionskonferenz im sauerländischen Willingen ging dann 1952 der Impuls zu einer grundsätzlichen Neubestimmung von Mission und Kirche aus. Mission ist nicht einfach die „Sendungsveranstaltung“, die von Missionsgesellschaften oder Kirchen organisiert und durchgeführt wird. Das Subjekt der Mission ist Gott selbst, und die Kirchen nehmen als Instrumente an der „Sendung Gottes“ (missio Dei) in die Welt teil. Unter der Überschrift: „Die missionarische Verpflichtung der Kirche“ formulierte die Konferenz:

Die Missionsbewegung, von der wir ein Teil sind, hat ihren Ursprung in dem dreieinigen Gott. Aus den Tiefen seiner Liebe zu uns hat der Vater seinen eigenen geliebten Sohn gesandt, alle Dinge mit sich zu versöhnen, auf dass wir und alle Menschen – durch den Heiligen Geist – eines werden möchten in ihm mit dem Vater in jener vollkommenen Liebe, die Gottes eigenes Wesen ist.

Zugleich stellte sie fest: „Die gleichen Taten Gottes, aus denen die Kirche ihre Existenz empfängt, sind es auch, die sie zu ihrer Weltmission verpflichten. ‚Wie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch.‘“¹⁹

Die Weltmissionskonferenz von Accra in Ghana hat dann 1957/58 diese grundlegende Einsicht von der missionarischen Verpflichtung der Kirche weiter zu bedenken versucht. Auch hier wurde betont, dass die christliche Weltmission „die Mission Christi und nicht unsere eigene“ ist. Weil die Christen aber berufen sind, als „Mitarbeiter Christi in Seiner Sendung“ teilzunehmen, kann es christliche Existenz ohne missionarische Existenz nicht geben: „Niemand von uns, wo immer er auch steht, keine örtliche Gemeinschaft des Volkes Christi und keine Kirche in ihrem organisierten Leben kann Christi Eigentum sein, ohne Sein missionarischer Diener zu sein.“²⁰ Die strukturellen Überlegungen zur sog. „Integration von Kirche und Mission“, die in Accra zudem auf der Tagesordnung standen, wurden dann einige Jahre später von der Vollversammlung des ÖRK aufgenommen.

Die Weltmissionskonferenz von Mexico City (1963) machte mit ihrer Betonung der „Mission in sechs Kontinenten“ vollends deutlich, dass Mission nicht nur eine Angelegenheit ist, die die Länder der südlichen Erdhalbkugel betrifft. Sind die Kirchen Instrumente der Sendung Gottes in die Welt, so ist darauf zu achten, dass die Kirchen in ihrem Selbstverständnis wie in ihrer Arbeit und Ausrichtung deutlich machen, dass sie in sehr grundsätzlicher und dann auch praktisch-konkreter Weise missionarisch orientiert sind. „Das Zeugnis der Gemeinde in der Nachbarschaft“ – so hieß das Thema für die Arbeit in einer Sektion der Konferenz – ist dann der Prüfstein dafür, ob eine Kirche dem Missionsauftrag gegenüber gehorsam ist. Mission, so wird hier deutlich gemacht – und in der ÖRK-Studie über die „Missionarische Struktur der Gemein-

de“ vertieft – ist nicht zuerst eine Sache für Spezialisten – so sehr man auch ausgebildete Missionare und ökumenische Mitarbeiter braucht –, sondern der Auftrag eines jeden Christen an seinem eigenen Ort.

Zeigen diese Aussagen der Weltmissionskonferenzen eine deutliche Veränderung im Blick auf die kirchliche Verantwortung für die Mission, ist aber auch hier im Blick auf die Verhältnisbestimmung von Kirche und Mission noch einmal zu differenzieren. Tatsächlich entwickelten sich nämlich zwei Modelle der Verhältnisbestimmung von Kirche und Mission heraus, die man unterscheiden sollte. Das eine Modell hatte seine Wurzeln bereits in den Beratungen über Kirche und Mission vor dem Zweiten Weltkrieg. Es betonte sehr stark die kirchliche Verpflichtung zur Mission und auch allgemein die Kirchlichkeit der Mission. Demgegenüber trat nach dem Zweiten Weltkrieg – und dann besonders in den 60er Jahren, unter anderem durch die Studie zur „Missionarischen Struktur der Gemeinde“ (1961-1967) – ein Missionsverständnis, das das herkömmliche Verständnis von Mission als zu kirchenzentriert diskreditierte und Mission im Horizont des Handelns Gottes in der Welt bestimmen wollte. Die Spannungen, die sich im Missionsverständnis und zum Teil in der Debatte über die Mission seit den 60er Jahren ergaben, hatten nicht zuletzt mit der Frage zu tun, welcher Ort der Kirche in der *missio Dei* zukomme: Handelt es sich bei Mission um Zeugnis und Dienst der Kirche, die auch die Sammlung und somit die Einladung in die Gemeinde einschließt oder ist Kirche radikal von der Funktion der Teilhabe am Heilshandeln Gottes in der Welt her zu bestimmen. Die letztgenannte Position, die vor allem von J. C. Hoekendijk vertreten wurde, trat für eine konsequente Reform der Kirche aus der Perspektive ihrer Sendung in die Welt ein, vernachlässigte aber nicht selten die wichtige Dimension des Gemeindeaufbaus.

Von der missionstheologischen Besinnung zu neuen Strukturen von Mission und Kirche

Auf der Grundlage der hier nur sehr grob skizzierten missionstheologischen Einsichten und der Entdeckung der „Missionarischen Verpflichtung der Kirche“ – so das Thema der Weltmissionskon-

ferenz von Willingen 1952 – war es konsequent, auch nach neuen Strukturen für eine stärkere Integration von Kirche und Mission zu suchen.

Die wichtigste strukturelle Konsequenz erfolgte zunächst auf der internationalen Ebene des Ökumenischen Rates der Kirchen, der seit 1948 als Gemeinschaft protestantischer wie auch einiger orthodoxer Kirchen bestand, und des Internationalen Missionsrates (IMR), in dem seit 1921 sowohl Missionsgesellschaften als auch nationale Missionsräte mit Repräsentanten der Mission und der jungen Kirchen zusammenarbeiteten. Die so genannte „Integration“ dieser beiden ökumenischen Körperschaften – für die man allerdings nur stark vergrößernd jeweils die Namensschilder „Kirche“ und „Mission“ geben kann – war das logische Ergebnis eines Lernprozesses sowohl auf Seiten der Kirchen wie der Missionsgesellschaften über die Zusammengehörigkeit von Kirche und Mission. Der Begriff der „Integration“ freilich ist missverständlich, wenn er so verstanden wird, als sei hier die „Mission“ in die „Kirche“ integriert worden. Tatsächlich ging es 1961 in Neu Delhi nicht um eine Integration des IMR in den ÖRK – also gewissermaßen der Mission in die Kirche –, sondern um die Verschmelzung von IMR und ÖRK zu einer völlig neuen Gestalt, in der das missionarische Profil der Kirchen sichtbarer und die kirchlich-ökumenische Dimension der missionarischen Aufgabe deutlicher dargestellt werden sollten. Die Vorlage des Ausschusses für die im ÖRK zu schaffende Abteilung für Weltmission und Evangelisation brachte das neue Moment auf den Punkt: „Der Zusammenschluss des Internationalen Missionsrates und des Ökumenischen Rates der Kirchen schafft ein neues Werkzeug gemeinsamer Beratung und gemeinsamen Handelns, das den Kirchen für ihre missionarische Aufgabe unter den neuen Verhältnissen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dienen soll.“ Und sie hebt weiter hervor: „Integration muss bedeuten, dass der Ökumenische Rat der Kirchen die missionarische Aufgabe in das Herz seines Lebens hineinnimmt und ebenso, dass die Missionsorgane der Kirchen ihre Arbeit in einer ökumenischen Perspektive sehen ...“

Es lag in der Konsequenz dieser Entwicklung, dass der ÖRK sein neues missionarisches Selbstverständnis – und das bedeutete auch: das missionarische Selbstverständnis der Mitgliedskirchen des ÖRK – durch eine Änderung der so genannten

„Basisformel“ zum Ausdruck brachte. War 1948 als Grundlage des ÖRK der schlichte Satz verabschiedet worden: „Der ÖRK ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die unseren Herrn Jesus Christus als Gott und Heiland anerkennen“, so wurde diese Formel 1961 in New Delhi ausgeweitet. Neben der Hinzufügung des biblischen Bezuges, der den reformatorischen Kirchen besonders wichtig war, und dem Ausblick auf die göttliche Trinität, auf die die orthodoxen Kirchen großen Wert legten, wurde das Wort „anerkennen“ zum aktiveren „bekennen“ geändert und außerdem die Berufung der Kirche erwähnt. Die „Basisformel“ lautet nun:

„Der ÖRK ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Es war nur natürlich, dass die in der Ökumene vorangetriebene Neubesinnung im Blick auf den Zusammenhang von Kirche und Mission, die dann auch zu einer neuen Struktur des ÖRK führte, Impulse für die missionstheologische und ekklesiologische Neuorientierung in Deutschland zeitigte. Für die Freikirchen war die Frage der so genannten Integration – wie fortan das Stichwort für die Neuorientierung hieß – traditionell kein großes Problem; denn bei ihnen war das Bewusstsein von der missionarischen Dimension und Verantwortung der Kirche von Anfang an sehr viel stärker ausgeprägt als bei den Landeskirchen.

Ein erster Ansatz für eine Neubesinnung des Verhältnisses von freien Missionsgesellschaften und Landeskirchen stellt der bereits erwähnte Vortrag von Walter Freytag dar, den er 1959 – nach der Weltmissionskonferenz in Ghana und noch vor der Vollversammlung des ÖRK in New Delhi – unter dem Titel: „Die Landeskirche als Teil der Weltmission“ vor der Synode der VELKD in Lübeck hielt. Freytag vertritt darin die These, dass im „überlieferten Verhältnis von Landeskirchen und Missionsgesellschaften ... etwas anders werden“ will: „Bisher konnte man das Verhältnis als Stellvertretung beschreiben. Bei uns hat der Missionswille Gestalt gefunden in freien Gesellschaften, die an Stelle der Landeskirchen den Missionsauftrag zu erfüllen suchten und in diesem stellvertretenden Handeln dadurch anerkannt wurden, dass man ihrer

Werbung Raum gab und sie finanziell unterstützte. Über dieses Verhältnis drängt die Entwicklung hinaus, sowohl von Seiten der Landeskirchen wie von Seiten der Missionsgesellschaften.“²¹ Dankbar stellt Freytag dabei fest, dass sich in den Landeskirchen die Erkenntnis durchgesetzt hat, „dass das In-die-Welt-gesandt-sein, die Weltmission, zum Wesen der Kirche gehört“. Wenn aber die Mission tatsächlich das Herz der Kirche ist, dann stellt sich für Freytag mit Dringlichkeit die Frage, ob die Landeskirchen „wirklich ihr Herz außerhalb ihrer selbst haben“ können. „Die Landeskirchen sind zwar Kirchen für einen bestimmten Raum, aber sie können es nur recht sein, soweit sie im Zusammenhang mit der Gemeinschaft ihres Bekenntnisses und mit der ganzen Kirche Christi leben.“²²

Die Vorschläge für die Gestalt eines neuen Verhältnisses von Missionsgesellschaften und Kirchen und für eine neue Struktur der Wahrnehmung missionarischer Verantwortung bleiben freilich zunächst noch zögernd. Erst in den folgenden Jahren und Jahrzehnten führt die Debatte um die Integration von Kirche und Mission auch zu neuen Formen der Organisation. Schon bei Walter Freytag und dann einige Jahre später während der Verhandlungen der EKD-Synode in Bethel 1963 zum Thema: „Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung“ wie auch in zahlreichen Diskussionsbeiträgen aus den 60er Jahren werden wichtige Grundsätze für eine strukturelle Neuorientierung formuliert, die dann schließlich auch zu neuen Strukturen führen. Die wichtigsten dieser Grundsätze seien hier kurz benannt:

(1)

Bei der Suche nach neuen Formen zur Wahrnehmung missionarischer Verantwortung durch die Kirchen handelt es sich „nicht zuerst um eine organisatorische Frage, sondern um eine geistliche“.²³ Wichtig ist deshalb zu allererst, dass die Kirche wirklich die Mission als ihr Lebensprinzip entdeckt und sich die Kirche von dieser Entdeckung, Instrument der Sendung Gottes in die Welt zu sein, her erneuert. Noch einmal mit Walter Freytag formuliert: Es ist „mit Händen zu greifen. Dass Mission mehr ist als Missionsunternehmungen, dass eine Kirche noch lange nicht missionarisch ist dadurch, dass sie Mission treibt, sondern erst dadurch, dass sie Mission ist.“²⁴

(2)

Integration von Kirche und Mission kann nicht einfach bedeuten, dass die bisher von freien Missionsgesellschaften geleistete Arbeit einfach in die Struktur der verfassten Kirche integriert wird. Es waren eine ganze Reihe von Gründen, die gegen eine solche einfache Lösung vorgebracht wurden, aber zwei wurden besonders betont. Zum einen sah man bei einer rein auf administrativ-verwaltungstechnischen Ebene gesuchten Lösung die Gefahr, dass die Flexibilität und Lebendigkeit der Mission gelähmt und das Engagement und die Initiative vieler Laien und Missionsfreunde erstickt würde. Jede Suche nach einer neuen Struktur sollte deshalb das geistliche Erbe der Missionsgesellschaften ebenso respektieren wie die Verantwortung der Freundeskreise stärken und beides möglichst für die Kirche als Ganzes fruchtbar zu machen suchen. Zum anderen war deutlich, dass die geographische Verbreitung der Missionsgesellschaften und ihrer Freundeskreise sich nicht mit den territorialen Grenzen der Landeskirchen deckte, so dass auch von daher eine einfache Integration in ein Landeskirchenamt ausgeschlossen war.

(3)

Positiv gewendet wird die Gemeinde als das entscheidende Kriterium für eine gelungene Integration angesehen. Die neue Form der Verhältnisbestimmung von Missionsgesellschaften und Kirchen sollte vor allem der Erneuerung und der missionarischen Ausrichtung der Kirche als Ganze, insbesondere aber der Gemeinden, dienen. Pointiert zum Ausdruck gebracht wurde dieses Anliegen etwa in der Beschlussfassung der EKD-Synode von 1963:

Das erste und bleibend wichtige Erfordernis für eine nicht nur im Organisatorischen sich erschöpfende Integration von Kirche und Weltmission besteht darin, dass jede einzelne Gemeinde und alle in der Kirche wirkenden Gruppen und Verbände die Weltmission als ihre ureigene Angelegenheit zu verstehen und zu treiben lernen. Dies kann nur geschehen, wenn die Predigt durch ihr Zeugnis die Gemeinde zur Übernahme missionarischen Dienstes erweckt und willig macht. Dass unter dem Geschenk des Heiligen Geistes mehr als die bloße Einbeziehung einer zusätzlichen Aufgabe in den

bisherigen Arbeitsplan der Gemeinde erfolgt, sondern sich eine alle Betätigungen der Gemeinde neu in den missionarischen Zusammenhang rückende Neubesinnung ereignet, das ist unsere Hoffnung und unser Gebet.

(4)

Mission ist nicht nur als Aufgabe einer einzelnen Missionsgesellschaft oder einer Kirche allein – sei es einer Landes- oder einer Freikirche – zu sehen, sondern als die Aufgabe der gesamten Christenheit. Konkret bedeutet dies, dass Mission im Horizont der ökumenischen Verbundenheit mit anderen Kirchen verstanden und gelebt werden muss. Mission ist eine Gemeinschaftsaufgabe aller Kirchen.

Auf dem Hintergrund dieser Grundgedanken kam es dann seit 1963 auch in Deutschland zu strukturellen Veränderungen im Blick auf die Wahrnehmung der missionarischen Verantwortung. Ohne diesen Prozess der Entwicklung neuer Strukturen hier im Einzelnen nachzeichnen zu können, seien doch die wichtigsten Entscheidungen und Entwicklungslinien benannt. Im Blick auf die westdeutsche Entwicklung sind folgende Strukturentscheidungen hervorzuheben:

(1)

In einem ersten Schritt wurde 1963 die „Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission“ (EAGWM) eingerichtet. Der leitende Gedanke dieser gemeinsam von der EKD und dem Deutschen Evangelischen Missionstag und Missionsrat eingerichteten Stelle war, den Kontakt und das Gespräch zwischen den im Deutschen Evangelischen Missions-Tag/Deutschen Evangelischen Missions-Rat (DEMT/DEMR) zusammengefassten Missionsgesellschaften und Freikirchen auf der einen und Repräsentanten der Landeskirchen auf der anderen Seite zu fördern und auch gemeinsam auf missionarische Herausforderungen – wie etwa im Bereich der Ausbildung einheimischer Pastoren, der christlichen Kommunikation, der gesellschaftsbezogenen Dienste etc. – zu reagieren. Die Einrichtung der „Liste des Bedarfs“, mit der weltweit ökumenisch-missionarische Gemeinschaftsaufgaben durch Beiträge der Kirchen gefördert wurden, gehört

ebenfalls in diesen Zusammenhang einer jetzt auf bundesdeutscher Ebene beginnenden verstärkten Zusammenarbeit von Kirchen und Missionsgesellschaften.

(2)

Die Diskussion über die Frage nach neuen und angemesseneren Strukturen zur Wahrnehmung missionarischer Verantwortung durch die Kirchen führte in den 70er Jahren zur Umwandlung der ehemals freien Missionsgesellschaften zu so genannten „regionalen Missionswerken“. Auch wenn die Rechtsform dieser Missionswerke durchaus unterschiedlich ist – es gibt die Form des eingetragenen Vereins, der Stiftung, der Einrichtung einer Landeskirche –, ist in allen Missionswerken doch eine kirchenamtliche Mitverantwortung gewährleistet. Als auf der EKD-Synode 1974 in Berlin-Spandau über den Stand des Prozesses zur Einrichtung von regionalen Missionswerken berichtet wurde, sind die Missionswerke bei aller „Verschiedenheit der Kompositionen“, die sie in ihrer Struktur zeitigten, als die zeitgemäßen kirchlichen Instrumente verstanden worden, „in deren Bereich sich die sogenannte Integration von Kirche und Mission konkretisieren soll“.²⁵

(3)

Um der Integration von Kirche und Mission auf der regionalen Ebene auch ein überregionales Pendant zu geben, wurde schließlich 1975 das Evangelische Missionswerk im Bereich der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) gegründet. Leitender Gesichtspunkt war hier – in Fortführung der Tradition des DEMA und DEMR – die konsequente ökumenische Orientierung, die durch gleichberechtigte Mitarbeit und Mitverantwortung aus dem Bereich der regionalen Missionswerke, der EKD-Synode, der Kirchenkonferenz, der Freikirchen und zahlreicher missionarischer Verbände gegeben ist.

(4)

Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass die Strukturdiskussion im Blick auf Kirche und Mission im Zusammenhang verschiedener regionaler

Missionswerke – bei der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal und des Evangelischen Missionswerks in Südwestdeutschland (EMS) – in jüngster Zeit noch einmal zu einer grundsätzlich neuen Form der Wahrnehmung missionarischer Verantwortung geführt hat. Leitender Gedanke war hier, dass ein ursprünglich regional verankertes Missionswerk sich zu einem neuen Verbund bzw. einer Gemeinschaft von Kirchen umgebildet hat, die sich gemeinsam zur Unterstützung in der Wahrnehmung ihrer missionarischen Verantwortung verpflichtet haben. Auch im Blick auf die anderen Missionswerke ist festzuhalten, dass sie ihre Arbeit partnerschaftlich zu gestalten suchen; von vielen Missionswerken kann etwa gesagt werden, dass in ihnen auch ökumenische Mitarbeiter aus den Partnerkirchen als Regionalreferenten mitarbeiten oder sonst Verantwortung übernommen haben; die lutherischen Missionswerke versuchen heute zudem, ihre Mission in größerer Partnerschaft innerhalb des Lutherischen Weltbundes wahrzunehmen. Die freikirchlichen Missionseinrichtungen sind ebenfalls in den größeren, konfessionell bestimmten Zusammenhängen eingebunden. Dieser Prozess hin zu einer stärkeren Akzentuierung der Partnerschaft in der Mission ist bereits in einem früheren Jahresbericht des EMW behandelt worden.

Etwas anders stellte sich die Diskussion um den Zusammenhang von Kirche und Mission in der Geschichte der Kirchen und Missionsgesellschaften in der DDR dar. Wichtiger Hintergrund war hier zunächst, dass das Wort Mission für den sozialistischen und zudem atheistisch geprägten DDR-Staat ein Reizwort war, auf das man mit Argwohn reagierte. Umso interessanter ist aber zu sehen, wie man in der DDR von Mission sprach und wie sich das Verhältnis von Kirche und Mission hier entwickelte.

Von den Missionsgesellschaften, die auf dem Gebiet der DDR lagen, waren die Berliner Mission, die Leipziger Mission und die Gossner Mission von besonderem Gewicht. Als man nach dem Bau der Berliner Mauer zu realisieren begann, dass es notwendig sein würde, in der DDR eine eigene Struktur neben dem DEMA/DEMR zu entwickeln, schlossen sich die Missionsgesellschaften auf dem Gebiet der DDR 1964 zur „Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Missionen“ (AGEM) zusammen. Ein Engagement der Missionsgesellschaften der

DDR in Übersee freilich war – jedenfalls bis zur Mitte der 80er Jahre – nicht möglich.

Die Auseinandersetzung mit ökumenisch-missionstheologischen Impulsen zur Frage der missionarischen Verpflichtung der Kirche führte in der DDR bereits 1960 zur Einrichtung des „Ökumenisch-Missionarischen Amtes“ (ÖMA). Dieses Amt, das auf Initiative des Berliner Missionsdirektors Gerhard Brennecke gegründet wurde, war eine Einrichtung der Evangelischen Kirche der Union (EKU) und der Evangelischen Brüderunität (EBU) und sollte zum Ausdruck bringen, dass sich die Kirchen zu ihrer missionarischen Verpflichtung bekennen und hier Verantwortung zu übernehmen bereit waren. Inhaltlich orientierte sich die Arbeit des Amtes, die im wesentlichen aus Koordinierung und Bildungsaufgaben bestand, an den Begriffen von Einheit, Zeugnis und Dienst, das heißt den Dimensionen kirchlichen Lebens, die auch die inhaltliche Arbeitsstruktur des ÖRK in diesen Jahren bestimmten.

Auch wenn der Wunsch von Gerhard Brennecke, das ÖMA zu einem Kirchlichen Außenamt auszugestalten und es mit der Wahrnehmung aller Außenkontakte der Kirchen zu betrauen, scheiterte, wurde doch die Einrichtung von „Missionsausschüssen“ durch das ÖMA, bei denen auch die Leipziger Mission – sie bestand weiterhin als eingetragener Verein – mitarbeitete, zu einem wichtigen Faktor für eine größere Integration von Kirche und Mission in der DDR. Die Missionsausschüsse fungierten als Koordinierungsgremien, in denen man sich gemeinsam mit missionstheologischen Themen auseinandersetzte und sich auch in Seminaren und Tagungen um die Vermittlung von Impulsen aus Mission und Ökumene bemühte.

Aus dem Ökumenisch-Missionarischen Amt entwickelte sich später das „Ökumenisch-Missionarische Zentrum“ (ÖMZ). Das Mandat dieser wiederum von der EKU und der EBU getragenen Einrichtung wurde dahingehend modifiziert, für die Pflege und Abstimmung der Partnerbeziehungen der Mitgliedskirchen verantwortlich zu zeichnen. Konkret gestaltet wurde die Arbeit in verschiedenen Arbeitskreisen – etwa im Blick auf Tansania, später auch Kuba, Mosambik, Tschechoslowakei, Polen etc. –, die Informationen zu den einzelnen Ländern sammelten und aufarbeiteten, Kontakte pflegten oder sich auch um bestimmte Themen bemühten.

Wichtig war den Kirchen der DDR in diesen Jahren, trotz des Argwohns und auch der Polemik von Seiten der SED und des Staates am Begriff der Mission festzuhalten und von der missionarischen Dimension der Kirche zu sprechen. Zunächst waren es die Missionsgesellschaften, die beinahe trotzig den Begriff der Mission zu behaupten versuchten. Aber auch das ÖMA und das ÖMZ sprachen sehr bewusst von der Mission der Kirche und der missionarischen Präsenz bzw. Erneuerung der Kirche. Besondere Bedeutung hatte dabei die eigenständige Beteiligung von Christen aus der DDR und schließlich auch der Kirchen der DDR am vom ÖRK initiierten Studienprozess über „Die missionarische Struktur der Gemeinde“, in dem die Kirchen der DDR nach der besonderen Konkrektion der Teilnahme an der *missio Dei* im Kontext der DDR fragte.²⁶ Was von der westeuropäischen Arbeitsgruppe des Referates für Fragen der Verkündigung beim ÖRK zum Verständnis der Mission im Zusammenhang des ÖRK-Studienprozesses erarbeitet wurde, floss 1967 auch formell in die Arbeitsgrundlage des Ökumenisch-Missionarischen Amtes ein. In diesem Dokument heißt es zum Verständnis der Mission unter anderem, dass die „Kirche Jesu Christi ... im Dienst des sendenden Gottes (steht). Diese Sendung bestimmt immer wieder ihren Auftrag und formt ständig ihre Gestalt“. Von dieser grundsätzlichen Bestimmung der Kirche als Teilhaberin an der *missio Dei* werden die kirchlichen „Missionen“ – im Plural – unterschieden; denn bei ihnen handelt es sich um „missionarische Formen von Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, die „historisch geprägte und also transitorische Formen des Gehorsams gegenüber der *missio Dei*“ sind.²⁷ Auf dieser Grundlage konnten die Kirchen in der DDR dann fragen, wie sich in der besonderen Situation ihrer Gesellschaft heute die Teilnahme der Kirche an der Mission Gottes in konkreter kirchlicher Sendung in ihrem eigenen Umfeld gestaltete.

Einen besonderen Höhepunkt der Rezeption dieses Studienprozesses durch die Kirchen der DDR stellt der im Dezember 1967 in Berlin abgehaltene Kongress „*missio heute*“ dar, an dem 250 Personen aus Landes- und Freikirchen teilnahmen und zu dem auch die katholische Kirche ein Grußwort sandte. Eine Darstellung der Beratungen dieses Kongresses und der – durchaus auch kontrovers geführten missionstheologischen Diskussion – ist an dieser Stelle nicht möglich.²⁸ Festgehalten werden

soll aber doch, dass die Kirchen der DDR sich hier der Frage der Mission in einer außerordentlich großen Ernsthaftigkeit gestellt haben. An einem Zitat aus dem ersten Hauptreferat des Kongresses von Werner Krusche wird deutlich, dass die Entdeckung der missionarischen Dimension der Kirche nicht nur einen dogmatisch-ekklesiologischen Erkenntniszuwachs darstellt, sondern zu einer Überlebensfrage der Kirche in der säkularisierten Welt geworden ist:

*Sollte es sich hier (sc. in der Entdeckung der missionarischen Verpflichtung der Kirche) nur um den Durchbruch einer wiedergewonnenen ekklesiologischen Erkenntnis handeln, nämlich der Einsicht, dass die Kirche von der Sendung des Sohnes und in der Sendung durch den Sohn existiert, dass sie also per definitionem missionarisch ist, oder sollte dieser Erkenntnisdurchbruch nicht vielleicht die Folge eines Schocks sein, resultierend aus der nicht mehr länger zu ignorierenden Tatsache, dass die Kirche zahlenmäßig mit dem explosiven Wachstum der Weltbevölkerung nicht entfernt mehr Schritt zu halten vermag, und dass sie auch sonst laufend an Boden verliert?*²⁹

Zugleich freilich machte der „missio heute“-Kongreß deutlich, wie problematisch der Begriff der Mission und die Rede von der missionarischen Dimension der Kirche für die Kirchen in der DDR geworden war. Der Kongress fand statt, obwohl er von den Behörden der DDR ausdrücklich verboten worden war und ausländische Gäste keine Einreise zur Teilnahme bekommen hatten.³⁰

Es mag auf diesem Hintergrund nicht überraschen, dass der Begriff der Mission dann in den 70er Jahren in den Hintergrund tritt. Um sich der DDR-Regierung als Kirche überhaupt verständlich zu machen und unnötige Blockaden zu vermeiden, wird für den 1969 gegründeten Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR seit 1971 der Begriff der „Zeugnis- und Dienstgemeinschaft“ zum Orientierungsrahmen für die kirchliche Arbeit. Was christliches Zeugnis bedeutet, wurde in diesen Jahren im Gespräch mit dem Staat vor allem im Blick auf die Diakonie akzentuiert.

Bemerkenswert für die Frage von Kirche und Mission innerhalb der DDR war dann allerdings, dass der Begriff der Mission in den 80er Jahren

wieder zurück auf die Tagesordnung der Kirchen kam. Hintergrund dafür war, dass aufgrund der Auflockerung der Haltung von Partei und Staat sich für die Kirchen der DDR in den Jahren 1985/86 erstmals wieder Möglichkeiten eröffneten, sich durch die Entsendung von Mitarbeitern direkt an der weltweiten Mission der Kirche zu beteiligen.³¹

Was in diesem Zusammenhang interessiert, sind nicht so sehr die konkreten Entsendungen und Partnerkontakte, die sich für die Kirchen der DDR jetzt ganz neu entwickelten, sondern der Prozess der theologischen Selbstbesinnung der Kirchen auf ihren missionarischen Auftrag. In seinem Rückblick auf den ökumenisch-missionstheologischen Studienprozess um die Mitte der 80er Jahre hebt Eckhardt Schülzgen hervor, dass für die Kirchen der DDR zwar „der Ausgangspunkt“ mit dem „biblische(n) Auftrag zur Teilnahme an der Mission Gottes in Jesus Christus“ unumstritten war, dass aber in der besonderen Situation der DDR jener Jahre mindestens drei Fragen besonders zu bedenken waren:

- „wie verhalten sich die Kirchen zu Fehlentwicklungen in der Missionsgeschichte, und werden sie fähig sein, Partnerschaft mit Kirchen in Afrika, Asien und Lateinamerika zu lernen und zu gestalten?
- haben die Kirchen den missionarischen Auftrag im eigenen Kontext wahrgenommen, und werden sie fähig sein, eigene Erfahrungen in die weltweite Mission der Kirche einzubringen, oder werden die neuen Möglichkeiten zur Flucht aus der missionarischen Verantwortung im eigenen Kontext benutzt?
- wird es den Kirchen gelingen, die Kontroverse zwischen Mission und Entwicklung, Verkündigung und sozialem Dienst zu überwinden und dem ganzheitlichen Charakter des missionarischen Auftrages zu entsprechen?“³²

Die Ergebnisse dieses Prozesses der Selbstbesinnung auf die missionarische Dimension der Kirche – damit gleichzeitig so etwas wie eine Rechenschaft der Kirchen dem Staat gegenüber – wurden 1987 in einem Dokument des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR unter dem Titel: „Mission – Gerechtigkeit – Partnerschaft: Gesichtspunkte zur Neubesinnung auf den ökumenisch-missionarischen Auftrag der evangelischen Kirchen in der DDR“ vorgelegt.³³

Bemerkenswert an diesem Dokument ist zunächst, in welcher klareren Weise sich die evangelischen Kirchen in der DDR zu ihrem missionarischen Auftrag in Zeugnis und Dienst bekennen. In der Einleitung ist formuliert:

Die evangelischen Kirchen in der DDR verstehen sich als Glieder der weltweiten ökumenischen Gemeinschaft, die in der Nachfolge Jesu Christi dem missionarischen Auftrag verpflichtet ist und ihn in Zeugnis und Dienst zu leben versucht.

Besonders hervorzuheben ist aber auch der Duktus und Stil des Dokumentes, das ausdrücklich von einem „Lernprozess“ der Kirchen spricht und den Auftrag zur Mission auch im Blick auf die „Last und Lehren der Missionsgeschichte“ wie auch im Blick auf gegenwärtige Herausforderungen neu zu bestimmen und zu konkretisieren versucht. Als Leitbegriffe für die Präzisierung dessen, was umfassend mit Mission gemeint ist, werden die drei Begriffe „Mission“, „Gerechtigkeit“ und „Partnerschaft“ ins Zentrum gerückt; die Teilnahme der Kirchen an der Mission Gottes in der Sendung Jesu Christi wird in diesen „unterschiedlichen Ausrichtungen kirchlicher Arbeit, die noch deutlicher durch die Begriffe Evangelisation, Solidarität und ökumenische Beziehungen der Kirchen herausgehoben werden können, in einem Auftrag zusammen(gebunden)“.³⁴ Zwar sind in diesem Dokument zwei ursprünglich selbständige Papiere zusammengefloßen – das eine war unter dem Titel: „Neubesinnung der Evangelischen Kirchen der DDR zum Verständnis von Weltmission“ von der Gossner Mission, der Leipziger Mission und dem Missionsausschuss der EKU erarbeitet, das andere war vom Facharbeitskreis Ökumenische Diakonie des Kirchenbundes unter dem Titel: „Solidarität der Kirche mit den Armen als Teil ihrer Mission“ verfasst worden –, doch war diese Integration der unterschiedlichen Akzentuierungen des einen missionarischen Auftrages im Horizont der Teilnahme an der Mission Gottes gerade das Besondere. „Es entstand (so) eine Verflechtung dieser unterschiedlichen Ausrichtungen, die nicht nur eine gegenseitige Akzeptanz sichert oder gar nur zu einem billigen ‚sowohl-als-auch‘ führt, sondern eine gegenseitige Durchdringung hervorbrachte, die alle Abschnitte durchzieht.“³⁵

„Das missionarische Zeugnis, der Dienst am Menschen und das Miteinander-Teilen der Gaben stehen in einem engen inneren Zusammenhang, auch wenn jeweils unterschiedliche Akzente gesetzt werden. Wo wir mit unserem Denken und Handeln auch beginnen oder den Schwerpunkt setzen, bei Mission, Dienst oder Austausch der Gaben, wir werden immer das jeweils andere in seiner Bedeutung zu erkennen und mit einzubeziehen haben.“

Mit ihrem Dokument zu „Mission – Gerechtigkeit – Partnerschaft“ haben die Evangelischen Kirchen der DDR deutlich ihre Verpflichtung zur Teilnahme an der Mission Gottes in der Welt unterstrichen. Für die Evangelische Brüder-Unität Herrnhut, die ja früh mit der EKU zusammengearbeitet hat, lässt sich ganz Ähnliches festhalten. Die 1986 verabschiedete Erklärung über die „Brüdergemeine in der Mission heute“ akzentuiert den Auftrag zur Mission ebenfalls in eindringlicher Weise.³⁶

Auch in struktureller Hinsicht hatte dieses Bekenntnis zum missionarischen Auftrag Konsequenzen; denn es waren die Kirchen, die jetzt die Verantwortung für den Personalaustausch übernahmen und bei der „Gemeinsamen Einrichtung Ökumene“ des Bundes 1987 eine Steuerungsgruppe einrichteten, die die Koordination und Federführung für die Entsendung missionarischer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen übernahm.

Perspektiven und offene Fragen

Am Ende dieses – außerordentlich gerafften – Überblicks über die Entdeckungs- und Lerngeschichte der Kirchen im Blick auf ihre missionarische Verpflichtung bleibt zum einen dankbar festzuhalten, dass die Kirchen sich heute tatsächlich ihrer Sendung in die Welt bewusst sind. Auf der anderen Seite ist zum Abschluss dieser Überlegungen aber doch noch einmal so etwas wie eine Bilanzierung zu versuchen, Perspektiven für Weiterarbeit aufzuzeigen und offene Fragen anzudeuten.

(1)

Auch wenn im Blick auf das Verhältnis von Kirche und Mission in den letzten Jahrzehnten außerordentlich viel geschehen ist, wird man doch auch heute noch festhalten müssen, dass das Thema Integration nicht abgeschlossen ist. Nicht zu vergessen ist dabei vor allem, dass weite Teile der Missionsbewegung den Weg der Transformation zur kirchlichen Mission nicht mitgegangen sind. Übersehen wird dabei nicht selten, dass es in den heftigen Debatten um das Verständnis von Mission nicht ausschließlich um eine Auseinandersetzung um die ökumenische Missionstheologie ging, sondern auf der Seite evangelikaler Missionen wie auch freier Verbände etc. eine Furcht vor so genannter „Verkirklichung“ – und damit um Lähmung missionarischer Initiativen – stand.³⁷

Angesichts der Tatsache, dass Mission auch heute oft noch von freien Verbänden und Vereinigungen wahrgenommen wird und auch die kirchlichen Werke eine Art Mischform zwischen kirchenamtlicher und freier Initiative darstellen, wird man sehr vorsichtig damit sein müssen, Integration im Sinne einer Zentralisierung und Integration in ein Kirchenamt vorantreiben und solchen Initiativen den Charakter als kirchliche Arbeit absprechen zu wollen. Da die Kirche insgesamt auch von den freien Initiativen und den von ihnen ausgehenden Impulsen lebt und sie in gewissem Sinne den Reichtum der Kirche repräsentieren, ist weiterhin – vor allem im Blick auf notwendige Bündelungen der Kräfte, die aber das Prinzip der „Kirche in Bewegung“ wach halten müssen – die Förderung von wechselseitigem Vertrauen und Zusammenarbeit notwendig. Umgekehrt dürfen freie Initiativen und Werke nicht das Kirchesein allein für sich beanspruchen oder sich als die eigentliche Kirche darzustellen versuchen. Freie Initiativen und kirchliche Missionswerke auf der einen und kirchenamtliche Strukturen auf der anderen Seite sind aufeinander angewiesen und müssen in offenem Dialog gemeinsam – in wechselseitiger Korrektur – weiter um die Zukunftsgestalt der Kirche ringen.

(2)

Die kirchlichen Missionswerke, wie sie in den 70er Jahren entstanden sind, sind eine relativ junge Erscheinung. Mit ihrer Einrichtung wurde der Versuch unternommen, sowohl die geistliche Traditi-

on, wie sie sich in einer bestimmten Region ausgeprägt hat, wie auch die freie Initiative zu bewahren und so konstruktiv aufzunehmen, dass Mission als kirchliche Aufgabe akzentuiert wird. Ob man auf die Rolle von Missionswerken mit ihrer Brückenfunktion zwischen „Dinnen“ und „Draußen“ in Zukunft wird verzichten können, wie es manchmal etwas voreilig gesagt wird, ist außerordentlich fraglich. Dass sie sich weiterentwickeln und auch neue Herausforderungen aufnehmen müssen, ist allerdings deutlich und geschieht auch weithin – wenn auch unter erhöhtem Finanzdruck, der in mancher Hinsicht verhindert, für die Zukunftsgestaltung wichtige Aufgaben anzupacken.

Ob die Missionswerke wirksame Instrumente zur Schärfung und Qualifizierung der missionarischen Verantwortung der Kirchen sind und bleiben, wird wesentlich von zwei Faktoren abhängen. Zum einen davon, ob die Trägerkirchen das Missionswerk wirklich als ihr Instrument nutzen und mithelfen, dass die hier angesiedelte Kompetenz für das Ganze der Kirche wirksam wird. Zum anderen, ob die Missionswerke ihre Aufgaben als Instrumente der ökumenisch-missionarischen Erneuerung der Kirchen und Gemeinden wirkungsvoll wahrzunehmen in der Lage sind. Skizzieren lassen sich diese Aufgaben etwa in folgenden, unvollständig bleibenden Stichworten:

- Aufmerksamkeit für die missionarische Dimension der Kirche zu wecken;
- mitzuhelfen, Sprachfähigkeit des Glaubens zu entwickeln;
- ein Gegengewicht gegen eine innengerichtete und selbstbezogene Frömmigkeit und provinzielle Mentalität der Christen zu bilden;
- Partnerschaft in der gemeinsamen Mission mit anderen Kirchen zu fördern;
- Fürsprecher der Partnerkirchen und ihrer Anliegen in Deutschland zu sein;
- Aufmerksamkeit für das Fremde und die Fremden unter uns zu wecken;
- Impulse aus den Partnerkirchen zu vermitteln;
- zur ökumenisch-missionarischen Erneuerung der Gemeinden beizutragen.

(3)

Auf dem Hintergrund heutiger Strukturdiskussionen ist erneut daran zu erinnern, dass die Diskus-

sion der Frage der so genannten Integration von Kirche und Mission von Anfang an unter dem Gesichtspunkt der ökumenisch-missionarischen Erneuerung der ganzen Kirche und insbesondere der Ortsgemeinden stand. Eine Zwischenbilanz zur Frage der Integration von Kirche und Mission aus dem Bereich der EKU aus dem Jahre 1990 hat dies noch einmal ausdrücklich herausgestellt:

Dieser Prozess (sc. der Integration von Kirche und Mission) zielt auf ökumenisch-missionarische Erneuerung der ganzen Kirche in allen Bereichen. Insbesondere sollte die Ortsgemeinde die missionarische Kompetenz zurückgewinnen und an dem Sendungsauftrag im eigenen und weltweiten Kontext teilnehmen.³⁸

Man wird heute feststellen können, dass in dieser Hinsicht tatsächlich außerordentlich viel geschehen ist – insbesondere durch die Partnerschaftsarbeit, die seit den 70er Jahren in Kirchenkreisen, Dekanaten, Gemeinden und Kirchen insgesamt aufgeblüht ist. Gerade durch diese Gruppen – wie auch durch viele Dritte Welt-Gruppen etc. – ist die Lebendigkeit, die die Missionsbewegung des letzten Jahrhunderts auszeichnete, auch ein Stück in die Gemeinden gekommen; Kirche ist partizipatorischer geworden.

Auf der anderen Seite fragt die erwähnte Zwischenbilanz der EKU aber auch kritisch an, ob diese Partnerschaften nicht oft zum Selbstzweck geworden sind, und sie stellt fest:

Die Gestaltung ökumenischer Partnerschaft, die möglichst alle Lebensäußerungen der Partnerkirchen einschließen möchte, überlagert den missionarischen Auftrag, so dass die gemeinsame Mission nicht (mehr) im Mittelpunkt der ökumenischen Beziehung steht und auch die missionarischen Impulse für den eigenen Kontext mehr und mehr ausbleiben.³⁹

Auf dem Hintergrund des ursprünglichen Anliegen von der missionarischen Erneuerung der Gemeinden und den tatsächlich noch herrschenden Defiziten in diesem Bereich – tatsächlich wird die missionarische Situation ja auch für den eigenen Kontext immer deutlicher sichtbar – wird man im Blick auf die weiter zu führenden Strukturdiskussionen die Orientierung an der Gemeinde und ihrer

missionarischen Ermutigung und Qualifizierung als ein wichtiges Kriterium für Strukturreformen zu sehen haben. Dies bedeutet dann, dass solche Strukturen zu fördern sind, die die ökumenische Partizipation von und innerhalb der Gemeinden ermöglichen und diese Partizipation missionarisch qualifizieren.

(4)

In den vergangenen Jahrzehnten sind sowohl auf der international-ökumenischen Ebene als auch im Bereich einzelner Kirchen oder Kirchenbünde gewichtige Missionserklärungen verabschiedet worden.⁴⁰ Sowohl im ÖRK wie auch im LWB denkt man inzwischen bereits über neue Standortbestimmungen der Kirche zur Mission nach. Diese Missionserklärungen und Standortbestimmungen sind zum größten Teil außerordentlich hilfreich, klärend oder doch zumindest anregend für die Diskussion und weitere Reflexion zum missionarischen Auftrag der Kirche. Ein großes Defizit besteht allerdings darin, dass die in diesen Dokumenten formulierten Einsichten in Kirchen und Gemeinden wenig bis gar nicht rezipiert worden sind, sondern hier der Begriff der Mission weiterhin mit zum Teil unsachlicher Skepsis gesehen wird. Will es den Kirchen Ernst mit der missionarischen Verantwortung sein, dann müssen sie deutlichere Schritte unternehmen, die missionarische Bewusstseinsbildung – auch und gerade im Blick auf die missionarische Situation im eigenen Kontext – zu verstärken. Statt den Begriff der Mission fundamentalistischen Gruppen zu überlassen, sollten die Kirchen die Reflexion über die missionarische Dimension der Kirche auf Synoden, in Pfarrkonventen und Kirchenvorständen usw. zum Thema machen.

(5)

Man wird freilich auch daran zu erinnern haben, dass die Beschäftigung mit dem missionarischen Auftrag der Kirche und der präzisen Fassung des Missionsverständnisses ein Feld von außerordentlich kontroverser theologischer Diskussion gewesen ist. Zwar haben sich – wenn man sich einmal dieser Terminologie bedienen will – die ökumenische und die evangelikale Missionstheologie in den letzten beiden Jahrzehnten durch jeweilige Lernprozesse wieder stärker aufeinander zubewegt,

doch gibt es auch heute noch unterschiedliche Akzentuierungen und auch unterschiedliche Strukturen. Ein Problem besteht zudem darin, dass weiterhin verschiedene Formen weltbezogenen kirchlichen Engagements – wie etwa die partnerschaftliche Mission, der konziliare Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, die Menschenrechtsarbeit, die entwicklungsbezogene Zusammenarbeit, verschiedene Formen der Partnerschaftsarbeit usw., die jeweils von eigenen Gruppen getragen werden – im Leben der Gemeinde und der Kirche insgesamt wenig aufeinander bezogen sind. Wichtig wäre hier, um der Zukunft der Kirche und um des glaubwürdigen Zeugnisses willen, dass diese Handlungs- und Aktionsformen stärker in Dialog miteinander kommen und konstruktiver aufeinander bezogen werden.

(6)

Im Gespräch mit den Partnerkirchen ist immer wieder die Frage gestellt worden, wie es die Kirchen in Europa mit der missionarischen Situation im eigenen Lande halten. Gelegentlich haben sich auch Kirchen klar dazu bekannt, dass sie zwar äußerst engagiert in der „äußeren Mission“ gewesen sind, aber die Mission im eigenen Kontext vernachlässigt haben. So heißt es etwa in einer Erklärung der Brüdergemeine:

Inzwischen ist uns auch deutlich, dass unser eigenes Land Missionsland geworden ist. Die Schar der Christen ist mancherorts bereits eine verschwindende Minderheit. Wir sehen uns darum im eigenen Land zur Mission herausgefordert und müssen uns dabei kritisch mit der eigenen Geschichte auseinandersetzen. Wir kommen nicht um das Eingeständnis herum, dass wir, die einst 'äußere Mission' getrieben haben, zu Hause oft kläglich versagt haben.⁴¹

Theologisch dürfte längst klar sein, dass die Unterscheidung von „Äußerer Mission“ und „Innerer Mission“ – und damit ein geographisches Missionsverständnis – obsolet geworden ist. Klarheit dürfte auch darüber bestehen, dass im Blick auf das missionarische Engagement der Kirchen in den letzten Jahrzehnten – und dies wird sich noch verstärken – eine Schwerpunktverlagerung im Blick auf die Mission im eigenen Kontext eingetreten ist. Viele Missionswerke, die der partnerschaftlichen

Mission im weltweiten Horizont verpflichtet sind, haben in den letzten Jahrzehnten deshalb auch faktisch ihre eigenen Gemeindedienste ausgebaut. Ein strukturelles Problem besteht aber weithin darin, dass in den Kirchen jeweils unterschiedliche Organisationsformen für die missionarischen Aktivitäten im eigenen Kontext – also das, was man klassisch die Volksmission nannte und was heute in der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste zusammengefasst ist – auf der einen und der partnerschaftlichen ökumenischen Mission im weltweiten Horizont auf der anderen Seite bestehen und die Impulse aus der Weltmission – etwa der Ökumenischen Gemeindeerneuerung – und der Mission im eigenen Kontext wenig in fruchtbarer Weise aufeinander bezogen werden. Um die Strukturen zur Wahrnehmung der missionarischen Verantwortung der Kirchen zu konzentrieren und Synergieeffekte herzustellen, sollte intensiver als bisher über kohärentere Strukturen für die Wahrnehmung missionarischer Verantwortung nachgedacht werden.

(7)

Ein weiteres Problemfeld ist mit den Stichworten von Zeugnis und Dienst bzw. Mission und Entwicklung angesprochen, das die kirchlichen Strukturdiskussionen in den letzten Jahren stark beschäftigt hat. Die Fragen, um die es hier geht, sind vielschichtig. Ein wichtiger Aspekt im Blick auf die Neugestaltung des Kirchlichen Entwicklungsdienstes liegt in der Frage nach dem kirchlichen Profil des Entwicklungsdienstes: Ist der Entwicklungsdienst so etwas wie eine Kopie der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit oder wird in ihm etwas von der Weltsendung der Kirche, von ihrem selbstlosen Dienst für Gerechtigkeit und Frieden in der Welt deutlich? Eine andere – und damit eng zusammenhängende Frage – ist die nach der Zuordnung von Zeugnis und Dienst bzw. Mission und Entwicklung als den zwei wichtigen Dimensionen der Teilhabe der Kirche an der Mission Gottes in dieser Welt. Dass beides nicht gegeneinander ausgespielt werden darf, sondern in Identität und Differenz zusammengehalten werden muss, hat schon die Denkschrift der Kammer für Kirchlichen Entwicklungsdienst über den Entwicklungsdienst der Kirche aus dem Jahre 1973 in bemerkenswerter Weise betont:

Missionarisches Zeugnis und Entwicklungsdienst, Verkündigung des Heils und verantwortliche Mitwirkung am gesellschaftlichen Geschehen gehören zusammen. Beide dürfen nicht gegeneinander ausgespielt oder in ihrer Rangfolge und Dringlichkeit verschieden bewertet werden. (Nr. 76)

Auch in der heutigen Diskussion sind diese und andere wichtige Aussagen der Denkschrift in Erinnerung zu rufen. Angesichts der Neugestaltung des Entwicklungsdienstes wird dabei darauf zu achten sein, dass Mission und Entwicklung nicht weiter auseinanderdriften, sondern – in der notwendigen und fruchtbaren Spannung – aufeinander bezogen bleiben und sich Mission und Entwicklung als Aspekte der ganzheitlich orientierten Teilhabe der Kirche an der Mission Gottes ergänzen. In einer Konsultation der Kammer der EKD für den Kirchlichen Entwicklungsdienst über „Kirchliche Entwicklungszusammenarbeit in den 90er Jahren“ ist diese Zusammengehörigkeit von Mission und Entwicklung eindrucksvoll unterstrichen worden:

„Mission braucht Entwicklung (eine alte Einsicht der Missionsbewegung). Und: Entwicklung braucht Mission (eine neue Einsicht der Entwicklungsbewegung). Die erste These realisiert den untrennbaren Zusammenhang von Mission und Befreiung, wie er in der ökumenischen Missionsbewegung insbesondere seit Bangkok (1975 !) ausformuliert wurde. Die zweite, vielen vielleicht weniger plausible These realisiert den Zusammenhang von Entwicklung und Umkehr. Wirkliche weltweite Entwicklung ist ohne den Preis einer dramatischen Umkehr der Zivilisationsrichtung der Länder des Nordens nicht zu haben ... Eine Strategie der Entwicklungszusammenarbeit und Bewusstseinsbildung, die nur auf ‚Projektentwicklung da draußen‘ setzt, aber die mentalitätsmäßigen, kulturellen und spirituellen Voraussetzungen für eine Entwicklungskorrektur in den Ländern des Nordens außer acht lässt, greift zu kurz. Einer Entwicklungsarbeit ohne missionarische Binnenkomponente fehlt die Tiefendimension, ihr fehlt auch eine geistliche Hoffnungskraft, die ausreichend frustrationsresistent und durchhaltefähig ist ...“⁴²

Es bleibt zu hoffen, dass diese Einsichten auch die inhaltliche Gestaltung und Profilierung des kirchlichen Entwicklungsdienstes mitprägen werden.

(8)

Abschließend ist noch einmal die ökumenische Dimension in der gemeinsamen Teilhabe der Kirchen an der Mission Gottes zu erinnern. In der Gemeinschaft, wie sie unter den Kirchen auf den großen Weltmissionskonferenzen und den Vollversammlungen des ÖRK gewachsen ist – auch dies war eine Frucht der Mission – hat sich nach der Integration des Internationalen Missionsrates und des ÖRK in New Delhi 1961 auch das Bewusstsein einer gemeinsamen Sendung aller Kirchen entwickelt. In großen synodalen Debatten ist dies auch im Bereich der EKD – unter dem Eindruck der Vollversammlung des ÖRK in New Delhi mit dem so genannten Integrationsbeschluss – und 1974 im Blick auf die Gründung eines kirchenübergreifenden Evangelischen Missionswerkes thematisiert worden. Dabei ist im Bericht des Vorbereitungsausschusses für die Gründung eines Evangelischen Missionswerkes vor der Synode festgestellt worden, dass zu jener Zeit noch ein „schwerwiegender Mangel“ im Blick auf die partnerschaftliche Wahrnehmung ökumenisch-missionarischer Beziehungen auf nationaler Ebene besteht, den man durch die Gründung eines Evangelischen Missionswerkes beheben wollte. In der Begründung für die Einrichtung eines solchen, auf ökumenische Gemeinschaft und Verbindlichkeit in der Mission angelegten Werkes ist herausgestellt worden:

Jede partikulare Kirche, auch die EKD und ihre Gliedkirchen, sind lediglich Teilhaber an der Mission Jesu Christi. Daraus wird in dem Vorschlag die Folgerung gezogen, dass hierzulande heute wenigstens die evangelische Christenheit zu einer gemeinsamen Wahrnehmung ihrer missionarischen Aufgabe eingeladen werden soll. Es geht bei dem Vorschlag nicht darum, für den partikularen Bereich der EKD ein Missionswerk der EKD zu bilden. Vielmehr wird vorgeschlagen, der evangelischen Christenheit ..., das heißt der EKD und ihren Gliedkirchen, den Freikirchen und den missionarisch tätigen Verbänden und Gemeinschaften mögliche Formen der Zusammenarbeit zu öffnen. Es handelt sich nicht darum, dass irgendeine kirchliche Institution ihre missionarische Aufgabe ‚delegiert‘, zumal dies im Kern der Sache gar nicht möglich ist. Es geht allein darum, ob wir heute bereit und in der Lage sind, unsere Aufgabe, die wir behalten, gemeinsam mit anderen auszuführen, die der gleichen Aufgabe verpflichtet sind.“⁴³

In einer Zeit, in der der ökumenische Gedanke in mancher Hinsicht an Faszination verloren hat, die missionarischen Herausforderungen für die Kirchen in Deutschland aber nicht geringer geworden sind, wird die Frage zu stellen sein, wie heute diesem Grundansatz einer ökumenischen und verbindlichen Zusammenarbeit in der Mission stärkeres Gewicht verliehen werden kann.

Wilhelm Löhe hat zu seiner Zeit von der Mission als der „Einen Kirche Gottes in ihrer Bewegung“ gesprochen. Die missionarische Bewegung der Einen Kirche – die ökumenische Bewegung der missionarischen Kirche auf die Zukunft Gottes hin – bleibt weiterhin unser gemeinsamer Auftrag.

Anmerkungen

- 1 „Mission belongs to the very being of the Church. As persons who acknowledge Jesus Christ as Lord and Saviour, Christians are called to proclaim the Gospel in word and deed. They are to address those who have not heard as well as those who are no longer in living contact with the Gospel, the Good News of the reign of God. They are called to live its values and to be a foretaste of that reign in the world.“ (Abschnitt 27) WCC/Faith and Order, *The Nature and Purpose of the Church. A stage on the way to a common statement; Faith and Order Paper No. 181*, Genf, November 1998.
- 2 W. Freytag, *Die Landeskirche als Teil der Weltmission*; in: ders., *Reden und Aufsätze, Teil II (Theologische Bücherei Bd. 13/II)*, München 1961, S. 160-174, S. 160.
- 3 Zitiert aus der Erklärung der Evangelischen Brüder-Unität zur „Brüdergemeinde in der Mission heute“ von 1986; abgedruckt bei J. Wietzke (Hrsg.), *Mission erklärt. Ökumenische Dokumente von 1972 bis 1992*, Leipzig 1993, S. 398-404, S. 399.
- 4 Für eine Erläuterung dieses Satzes im historischen und theologischen Kontext Wilhelm Löhes vgl. jetzt die Untersuchung von C. Weber, *Missionstheologie bei Wilhelm Löhe. Aufbruch zur Kirche der Zukunft (Die Lutherische Kirche. Geschichte und Gestalten, Bd. 17)*, Gütersloh 1996, bes. S. 290ff. und dann im zusammenfassenden Ausblick S. 398ff.
- 5 G. Orth, „Du sollst nicht bekehren deines Nächsten Kind.“
- 6 Für diese und ähnliche Argumentationen vgl. etwa das Gutachten der theologischen Fakultät zu Wittenberg, das H. Bürkle, *Missionstheologie 1979*, S. 46f., ausführlich referiert.
- 7 H. Meyer, *Vortrag auf der EKD-Synode in Bethel 1963 zum Thema: „Mission und Diakonie in Ökumenischer Perspektive“*, zitiert nach: Bethel 1963. Bericht über die zweite Tagung der dritten Synode der EKD vom 10.-13.3.1963, hrsg. vom Kirchenamt der EKD, S. 52f.
- 8 Zitiert nach W. Raupp, *Mission in Quellentexten. Von der Reformation bis zur Weltmissionskonferenz 1910*, Erlangen/Bad Liebenzell 1990, S. 272. Zum Verständnis von Kirche und Mission bei L. A. Petri vgl. H. Holzer, *Kirche und Mission bei Ludwig Adolf Petri. Ein Beitrag zum Missionsgespräch des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 1966.
- 9 Die Zitate sind dem Buch von G. Balders, *Theurer Bruder Oncken. Das Leben Johann Gerhard Onckens in Bildern und Dokumenten*, Wuppertal/Kassel 1984, 2. Aufl., S. 92 entnommen.
- 10 Vgl. die Ausführungen in G. Warneck, *Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. Erste Abteilung: Die Begründung der Sendung*, 2. Aufl., Gotha 1897, S. 240-260; zur Interpretation vgl. auch J. Aargaard, *Mission – Konfession – Kirche. Die Problematik ihrer Integration im 19. Jahrhundert in Deutschland*, Bd. 1, Gleeurups 1967, S. 17ff.
- 11 Der Ausdruck findet sich bei H.-W. Gensichen, *Glaube für die Welt, Theologische Aspekte der Mission*, Gütersloh 1971, S. 176.
- 12 H.-W. Gensichen, Art. *Missionsgesellschaften/Missionswerke*, in: TRE 23, 1993, S.81-88, S. 84.
- 13 J. Aargaard, a.a.O., S. 27.
- 14 So H.-W. Gensichen, *Glaube für die Welt. Theologische Aspekte der Mission*, Gütersloh 1971, S. 173.
- 15 Vgl. dazu den interessanten Aufsatz von A. Walls, *Missionary Societies and the Fortunate Subversion of the Church*, in: ders., *The Missionary Movement in Christian History. Studies in the Transmission of Faith*, Maryknoll, New York 1996, S. 241-254. A. Walls kommt hier zu einer sehr positiven Sicht der Rolle der Missionsgesellschaften; u. a. beschreibt er diese Vereine als „one of God’s theological jokes“, durch die er die Kirche reformierte (vgl. S. 246).
- 16 W. Freytag, *Reden und Aufsätze, Teil I (Theologische Bücherei Bd. 13/I)*, München 1961, S. 111-120, S. 111.
- 17 G. Hoffmann, *Gedanken zum Problem der Integration von Kirche und Mission in Deutschland*, in: EMZ 25, 1968, S. 206-214, S. 205.
- 18 Ebd.
- 19 Zitiert nach H. J. Margull (Hrsg.), *Zur Sendung der Kirche, Material der ökumenischen Bewegung (Theologische Bücherei Bd. 18)*, München 1963, S. 96f.
- 20 Ebd., S. 136.
- 21 W. Freytag, *Die Landeskirche als Teil der Weltmission*, a.a.O., S. 160.
- 22 Ebd., S. 160f.
- 23 So W. Freytag, ebd., S. 162.; betont worden ist dies auch von anderen.
- 24 Ebd., S. 169.
- 25 Vgl. den Bericht von Vizepräsident Dr. Weber über die Bildung eines Evangelischen Missionswerkes, in: Berlin-Spandau 1974. Bericht über die dritte Tagung der fünften Synode der EKD vom 3. Nov. bis 8. Nov. 1997, hrsg. von der Kirchenkanzlei der EKD, Hannover 1975, S. 259.
- 26 Zu diesem Studienprozess und zur Rezeption in der DDR vgl. die Arbeit von J. Althausen, *Was kommt nach der Volkskirche? Oder: Wie lassen sich Strukturen überlisten? Die ‘Strukturstudie’ des ÖRK in der DDR 1962-1973, erlebt, neu erforscht, dokumentiert und ins Gespräch gebracht (Ökumenische Studien Bd. 6)*, Rothenburg o.d.Tbr. 1997.
- 27 Das vollständige Dokument: „Zum Verständnis von Mis-

- sion“, das durch Beschluß vom 28.2.1967 zur „Arbeitsgrundlage des ökumenisch-missionarischen Amtes“ wurde, ist zitiert bei J. Althausen, a.a.O., S. 91.-94; das Zitat oben ebd., S. 91f.
- 28 Vgl. dazu ebenfalls J. Althausen, a.a.O., S. 37ff.
- 29 Zit. ebd., S. 39f.
- 30 Vgl. dazu ebenfalls J. Althausen, a.a.O., S. 37f.; in Anm. 103 finden sich Zitate aus den Akten des Staatssekretariats für Kirchenfragen.
- 31 Vgl. dazu E. Schülzgen, *Auf der Suche nach neuen Wegen in Mission und Partnerschaft*, in: M. Sens/R. Bodenstein (Hrsg.), *Über Grenzen hinweg zu wachsender Gemeinschaft. Ökumene in der DDR in den achtziger Jahren* (Beiheft zur *Ökumenischen Rundschau* Nr. 62), Frankfurt a.M. 1991, S. 99-104.
- 32 Ebd., S. 100.
- 33 Das Dokument ist leicht zugänglich in dem im Auftrag der Theologischen Kommission des EMW von J. Wietzke herausgegebenen Sammelbandes: „Mission erklärt. Ökumenische Dokumente von 1972 bis 1992“, Leipzig 1993, S. 405-418, zusammen mit einer Einführung von H. Balz und weiteren Literaturangaben.
- 34 E. Schülzgen, a.a.O., S. 101.
- 35 Ebd., S. 101.
- 36 Abgedruckt ist dieses Dokument mit einer Einführung ebenfalls in J. Wietzke, a.a.O., S. 398-404.
- 37 Das Selbstverständnis mancher evangelikal geprägten Missionsgesellschaft im Gegenüber zu den kirchlichen Missionen spiegelt sich etwa in einem hier nicht näher zu kommentierenden Urteil wie dem folgenden: „Die durch die Erschlaffung des Missionseifers und durch die Verkirchlichung geprägten klassischen Missionen erlebten einen Rückgang des Missionspersonals und der missionarischen Perspektive, im Gegensatz dazu wuchs die Zahl der evangelikalen Missionare und Missionen in Deutschland ständig, so dass heute die aktive Missionslandschaft weitgehend von den evangelikalen und somit den vielgeschwächten Glaubensmissionen bestimmt wird“; so B. Brandl in seiner Dissertation über „Die Neukirchener Mission. Ihre Geschichte als erste deutsche Glaubensmission“ (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte Bd. 128), Neukirchen-Vluyn 1998, S. 6.
- 38 Zitiert nach dem Papier: *Gesichtspunkte zur Weiterführung des Prozesses der Integration von Kirche und Mission, beschlossen vom Rat der EKD im Februar 1996*, S. 1.
- 39 Ebd.
- 40 Vgl. dazu den bereits erwähnten, von J. Wietzke herausgegebenen Sammelband mit dem Titel: *Mission erklärt*, a.a.O.
- 41 Aus der Erklärung der Evangelischen Brüder-Unität Herrnhut: *Brüdergemeinde in der Mission heute* (1986), a.a.O., S. 400.
- 42 D. Werner, *Reflexion*, in: *Kirchliche Entwicklungszusammenarbeit in den 90er Jahren. Standortbestimmung und Perspektiven. Dokumentation der 1. Konsultation der Kammer der EKD für Kirchlichen Entwicklungsdienst und Werke der AG KED 26/27. April 1996*, hrsg. von KED, Hannover 1996, S. 117-126, S. 120; vgl. auch *EMW-Information Nr. 118: Kirchlicher Entwicklungsdienst: Ökumenisch-missionarische Dimension und kirchliche Identität*, Nov. 1998.
- 43 Synode von Berlin-Spandau 1974, a.a.O., S. 262.